



Planetenroman Nr. 15

## Ich, Rhodans Mörder

William Voltz

(1965)

Inhalt:

„Helles Licht fiel mir entgegen. Einen Augenblick schloß ich geblendet die Augen. Als ich sie wieder öffnete, sah ich einen modernen Operationssaal vor mir.

Ich starrte auf den Operationstisch.

Noch nie in meinem Leben hatte ich solche Angst empfunden wie in diesem Moment.“  
Verschwörer gegen das Solare Imperium Perry Rhodans haben Dunn Beynon, einen terranischen Auswanderer, in die Falle gelockt und zum willenlosen Träger einer Bombe gemacht, die eine ganze Welt vernichten soll - und den Großadministrator selbst.

Der Plan der Verschwörer ist ebenso teuflisch wie perfekt. Nur eines haben sie in ihre Kalkulation nicht mit einbezogen: die Existenz der „Statistiker des Universums“!

28. Januar

Ich hätte mir denken können, daß ein Schiff mit dem seltsamen Namen TEEKANNE nur Unglück bringen kann, aber ich war so in den Anblick des langbeinigen Mädchens versunken, das vor mir den Landesteg hinaufschritt, daß ich selbst einen Namen wie HÖLLENDAMPFER mit romantischer Verklärtheit gelesen hätte.

„Halt!“ rief mir der Zahlmeister am unteren Ende des Landestegs zu.

Er hatte einen kleinen Tisch aufgestellt und alle darauf liegenden Papiere mit Erzbrocken beschwert, damit sie nicht vom Wind davongeweht wurden.

Ich blickte ihn an. Er war ein rothaariger Mann, mit faltigem Gesicht und so dünnen Ohren, daß sie durchsichtig erschienen. Ich deutete auf das Mädchen.

„Wer ist das?“ erkundigte ich mich, während sie durch die Schleuse verschwand.

Wenn er überhaupt jemals Gefühle entwickelt hatte, so waren sie in der Kälte dieses Tages eingefroren.

„Ich bin nicht befugt, Auskünfte über andere Passagiere zu erteilen“, erklärte er frostig.

„Geben Sie mir die Passagierliste“, forderte ich.

Er wühlte in den Papieren, die vor ihm lagen und fischte schließlich mit einem befriedigenden Knurren ein gelbes Blatt heraus. Ich nahm es entgegen und überflog die aufgeführten Namen.

„Clarriss De Farton“, murmelte ich. „Das muß sie sein. Sie hatte einen Koffer mit aufgedrucktem Wappen, nicht wahr?“ Der Zahlmeister nahm mir die Liste aus den Händen.

„Ich betrachte mir die Koffer der Passagiere nicht“, behauptete er. „Sagen Sie mir jetzt, wer Sie sind.“ „Dunn Beynon“, sagte ich. „Kolonist für Gelton im Santey-System.“ Er suchte nach meiner Akte und fand sie in überraschend kurzer Zeit.

„Aha!“ stieß er hervor. „Der Versicherungsschwindler!“ Er las mit offensichtlichem Vergnügen weiter.

„Zweieinhalb Jahre Strafarbeit in den Dolp-Werken“, zitierte er. „Ruscon wird sich über einen solchen Passagier freuen.“ „Wer ist Ruscon?“ erkundigte ich mich.

„Der Kapitän“, erklärte er.

„Kann ich an Bord?“ fragte ich.

Zum erstenmal blickte er mich voll an.

„Ich habe etwas gegen Banditen wie Sie, Beynon“, sagte er. „Ich bin dagegen, daß man Männer wie Sie auf jungfräuliche Planeten losläßt.“ „Ich schreibe mir das in mein Poesiealbum“, versprach ich.

Er schob meine Akte unter die anderen.

„Lassen Sie die anderen Passagiere in Ruhe“, warnte er. „Wenn Sie Ärger machen, erreichen Sie Gelton nie.“ Wir starrten uns einen Augenblick an, dann ging ich langsam den Landesteg hinauf. Es war mir klar, daß der Zahlmeister der TEEKANNE nicht zu meinen Freunden gehörte. In diesem Augenblick war mir das allerdings gleichgültig.

Als ich die Schleuse betrat, hörte ich jemand brüllen. Gleich darauf stürmte ein verwildert aussehender Mann in Begleitung eines Uniformierten auf mich zu. Das verwahrloste Individuum war mindestens 1,90 Meter groß und unglaublich dick. Aus seinem Mund ergoß sich ein Schwall wütender Flüche, wie ich sie selbst in den Dolp-Werken nie zu Gehör bekommen hatte.

„Von Stümpfern bin ich umgeben“, schrie der Riese. „Von Nichtskönnern und armseligen Tröpfchen.“ Ich wunderte mich, daß der Uniformierte die Beschimpfung mit stoischem Gleichmut über sich ergehen ließ. Ich mußte stehenbleiben, denn die beiden Männer versperrten mit ihrer Körperfülle den Ausgang.

„Sie haben eine Stunde Zeit, den richtigen Blumensamen an Bord zu schaffen, Dellman“, dröhnte der Mann, der wie ein Landstreicher aussah. „Wenn es Ihnen nicht gelingt, sind Sie entlassen.“ Der Riese warf sich herum und verschwand in dem langen Gang, der hinter der Schleuse ins Innere des Schiffes führte.

Dellman lächelte mich an.

„Wer um Himmels willen, ist das?“ stöhnte ich.

Der Uniformierte musterte mich mitleidig. „Sind Sie einer der Passagiere?“ Ich nickte erwartungsvoll.

„Dieser Mann“, eröffnete mir Dellman, „war Kapitän Ruscon.“ „Droht er immer gleich mit Kündigung?“ Dellman grinste. „Ich war bereits sechszwanzigmal entlassen“, berichtete er. „Einmal ist Ruscon ohne mich zum Wega-Sektor geflogen. Nach seiner Rückkehr hat er mich wieder eingestellt.“ „Kann ich Ihnen bei der Beschaffung dieses Blumensamens helfen?“ erkundigte ich mich. Es konnte nichts schaden, wenn Dellman auf meiner Seite war, nachdem der Zahlmeister mir offen seine Feindschaft gezeigt hatte.

„Ruscon besitzt zwei Kabinen“, erklärte Dellman. „In einer lebt er, in der anderen züchtet er seltene Blumen. Ich werde den falschen Samen einfach in andere Packungen umschütten. Ruscon versteht nämlich nicht das geringste von Blumen, wenn er sich auch einbildet, ein Experte zu sein.“

„Sie gefallen mir, Mr. Dellman“, sagte ich.

„Leutnant Dellman, wenn Sie wollen“, antwortete er. „An Bord der TEEKANNE Mädchen für alles.“ Ich beschloß, die Gelegenheit beim Schöpf zu packen.

„Ich bin Dunn Beynon“, stellte ich mich vor. „Ich möchte Sie bitten, mir im Aufenthaltsraum einen Platz an der Seite von Clarriss De Farton zu verschaffen.“ „Clarriss De Farton“, wiederholte er ungläubig. „Das kann doch nicht Ihr Ernst sein, Mr. Beynon?“

„Wollen Sie mir jetzt vorhalten, daß ein entlassener Krimineller kein Recht auf ein Essen mit anderen Passagieren hat?“ fragte ich bitter.

Dellman errötete. Ich war jetzt sicher, daß alle Offiziere an Bord von meiner Vergangenheit wußten. Wahrscheinlich war meine Akte die umfangreichste von allen.

„Es ist nicht wegen Ihrer Person, Mr. Beynon“, sagte Dellman unsicher. „Es erscheint mir nur seltsam, daß Sie ausgerechnet Clarriss De ...“ „Es war nur eine Bitte“, entgegnete ich unfreundlich.

Leutnant Dellman gab sich einen Ruck. „Gut“, sagte er. „Ich werde Ihnen helfen. Sie müssen mir versprechen, keine Dummheiten zu machen.“ „Versprochen, Leutnant.“ Dellman schüttelte den Kopf und ging davon. Ich betrat das Innere des Schiffs. Die TEEKANNE war ein ehemaliges Springerschiff, das sein neuer Besitzer in ein kombiniertes Fracht-Passagierschiff umgebaut hatte. Ein aus den Dolp-Werken entlassener Strafarbeiter besitzt nicht genügend Geld, um auf ein besseres Schiff zu gehen. Es war mir nur darum gegangen, die Erde möglichst schnell zu verlassen. Bis nach Gelton, dem zweiten Planeten des Santey-Systems, würde mir meine Akte nicht folgen.

Am Ende des Gangs, auf gleicher Höhe mit dem Eingang zum Antigravschacht, wartete ein etwa sechzehnjähriger Junge. Er war dünn und scheu, aber aus seinen dunklen Augen strahlte Wißbegierde.

„Mr. Beynon?“ erkundigte er sich höflich.

„Ja“, sagte ich. „Der bin ich.“

„Ich werde Ihnen Ihre Kabine zeigen“, verkündete er.

Ich gab ihm meinen Koffer. Nebeneinander gingen wir auf den Antigravschacht zu. Er deutete auf den Eingang.

„Haben Sie schon einmal einen solchen Lift benutzt?“

„Nein“, sagte ich sarkastisch. „Ich komme aus den letzten Urwäldern des Matto Grosso und habe mich bisher von Würmern ernährt.“

Er stolperte mit meinem Koffer vor mir in den Schacht und schwebte nach oben.

„Entschuldigen Sie!“ rief er. „Aber ich habe die Anweisung, jedem Passagier diese Frage zu stellen.“ Ich folgte ihm, und wir gelangten fast gleichzeitig in der nächsthöheren Etage an. Der Junge trat vor mir aus dem Schacht.

„Sie haben Kabine siebzehn“, sagte er.

„Und Clarriss De Farton? Welche Nummer hat sie?“ Er stellte meine Koffer ab und stemmte beide Arme in die Hüften.

„Vorurteile?“ erkundigte er sich ärgerlich.

Ich hatte plötzlich das Gefühl, daß er und ich von zwei völlig verschiedenen Dingen sprachen.

„Keineswegs“, versicherte ich. „Im Gegenteil.“

„Dreiundzwanzig“, sagte er. „Sie brauchen also nicht zu befürchten, daß Sie Kontakt mit ihr haben werden. Sie bekommt das Essen in ihre Kabine gebracht.“

„Aber Mr.Dellman sagte doch...“ Ich unterbrach mich. Leutnant Dellman mußte wissen, wie er dieses Problem meisterte. Er sah nicht so aus, als würde er ein Versprechen nicht halten.

„Ich fürchte keinen Kontakt zu Clarriss De Farton“, versicherte ich dem Jungen. „Ich möchte sie näher kennenlernen.“ Er nahm meinen Koffer wieder auf und ging schweigend weiter. Wir kamen an den einzelnen Kabinen vorüber. Kleine Nummern waren auf die Türen gemalt. Schließlich erreichten wir Nummer siebzehn.

Der Junge stieß die Tür auf und trug den Koffer ins Innere. In die Türfüllung gelehnt, wartete ich, bis er wieder herauskam.

„Sie sind ein seltsamer Mann, Mr. Beynon“, sagte er.

„Wie heißt du?“ fragte ich.

„Ruscon.“

„Sein Sohn?“

„Ein Neffe.“ Er ging davon, ein dünner Junge in einem alten Schiff, das von seinem cholerischen Onkel kommandiert wurde. Ich schloß die Tür hinter mir und packte die wenigen Sachen aus, die mir gehörten. Ich erinnerte mich an die Zeit, da ich ein Junge wie Ruscons Neffe gewesen war.

Vor unserem Haus im Westen Kanadas hatte eine Baufirma ein gewaltiges Gebäude errichtet. Ich wußte noch genau, wie ich als Junge durch den Rohbau gewandert war, bis hinauf, von wo man einen herrlichen Ausblick auf die Berge hatte und der Wind durch die unverglasten Fenster strich. Irgendwie war ich immer dieser Dunn Beynon geblieben, der überall hinaufsteigen wollte, aber nie sein Ziel erreichte.

Ich verstaute meine Habseligkeiten im Wandschrank und betrachtete mich im Spiegel neben dem Bett. Ich sah einen großen, schlanken Mann, mit ernstem Gesicht und hervorstehenden Wangenknochen. Die Haare waren inzwischen wieder gewachsen, nachdem ich bei einem Laborunfall in den Dolp-Werken fast alle verloren hatte.

Jemand klopfte gegen die Kabjnentür. Ich schrak zusammen.

Ein kleiner Mann schlüpfte herein. Er war in einen roten Umhang mit blauen Litzen gekleidet.

„Nummer achtzehn“, sagte er kichemd. „Halley Governor.“ Mit unverhohlener Neugier blickte er sich um.

„Waren Sie schon im Maschinenraum oder in der Zentrale?“ fragte er, während seine Blicke auf dem offenen Wandschrank haften blieben.

„Ich bin gerade angekommen und noch ziemlich müde“, eröffnete ich ihm.

Halley Governor gehörte nicht zu den empfindsamen Gemütern, die einen kleinen Wink verstehen. Er war aufdringlich, geschwätzig und ungebildet. Ich schätzte ihn über fünfzig Jahre. Es erschien mir unglaublich, daß man ihn für eine Kolonie freigegeben hatte.

„Ich bin Vertreter“, sagte Governor. Er zog eine auffällige Visitenkarte unter seinem Umhang hervor und übergab sie mir. Über seinem Namen war ein farbiges Wappen abgebildet. Es glich jenem, das ich auf Clarriss De Fartons Koffer gesehen hatte.

„Kennen Sie ein Mädchen mit Namen Clarriss De Farton?“ fragte ich Governor.

Ich hatte das Gefühl, daß er einen Augenblick verwirrt war. Er riß mir die Karte förmlich aus der Hand und steckte sie ein.

„Nein, nein“, sagte er hastig. „Wie kommen Sie darauf?“ „Nichts“, sagte ich. „Es handelt sich um eine Verwechslung.“ Er schien es plötzlich sehr eilig zu haben, die Kabine zu verlassen.

„Wir sehen uns noch im Aufenthaltsraum“, sagte er und ging hinaus.

\*

Eine Stunde vor dem Abflug rief der Kapitän alle Passagiere im Aufenthaltsraum zusammen. Wir waren längst vollzählig versammelt, als Ruscon durch eine kleine Tür eintrat. Er war ungekämmt und trug einen Anzug, der ihm mindestens zwei Nummern zu klein war.

„Stellen Sie die Musik leiser!“ brüllte er Leutnant Dellman an, der auf dem kleinen Podium neben dem Haupteingang stand. Dellman schaltete die Tonspule aus.

Kapitän Ruscon musterte uns mit zornigen Blicken.

Ich bedauerte, daß Clarriss De Farton auf der anderen Seite des Raums stand. Da jeder Passagier einen bestimmten Platz erhalten hatte, konnte ich nicht näher an sie herankommen.

„Bis auf wenige Ausnahmen sind Sie alle Kolonisten“, sagte Ruscon unfreundlich. „Alle Formalitäten sind erledigt. Ich habe den Auftrag, Sie zu Ihren Bestimmungsplaneten zu bringen. Verschiedene Passagiere scheinen zu glauben, daß sie nach Belieben überall herumschnüffeln können. Leutnant Dellman, sagen Sie den Leuten, was sie zu tun haben.“

Ruscon trat zwei Schritte zurück und lehnte sich mit verschränkten Armen gegen die Wand.

„Bleiben Sie nach Möglichkeit in diesem Teil des Schiffs“, sagte Dellman lächelnd.

„Beschwerden sind an mich zu richten. Unser erstes Ziel ist der Planet Uvbe im Re-Re-System. Wir haben dort einen Aufenthalt von sieben Stunden. Sie alle haben Gelegenheit, die Hauptstadt zu besichtigen, in deren unmittelbarer Nähe der Raumhafen liegt. Ich muß Sie allerdings vor dem Klima warnen.“ „Hat jemand Fragen?“ erkundigte sich Ruscon und schob Dellman zur Seite.

Drei Plätze neben mir hob ein junger Mann den Arm. Ruscon runzelte erstaunt die Stirn.

„Ja, bitte, Mr. Ansom!“ rief Dellman.

Ansom erhob sich. Er vermied es, Ruscon anzublicken.

„Verschiedene unter uns sind technisch interessiert“, sagte er. Ruscon musterte ihn finster, aber Ansom fuhr mutig fort: „Ist es nicht möglich, eine Führung zu veranstalten, an der alle...“ Ruscon winkte ungeduldig ab. „Was, glauben Sie, ist das hier? Ein Raumzirkus? Wir haben wichtige Fracht an Bord. Unser Zeitplan muß auf die Sekunde genau eingehalten werden. Wer Einzelheiten über die TEEKANNE erfahren will, muß sich an Delgaard Ruscon wenden, der die Passagiere betreut. Leutnant Dellman wird nach dem Start kaum noch Zeit für Sie haben.“

Ansoms Gesicht rötete sich. „Wir haben für diese Reise bezahlt, Kapitän Ruscon“, sagte er. „Sie können uns nicht behandeln, als seien wir Ungeziefer.“

„Junger Mann!“ schrie Ruscon. „Sie können Ihr Geld bei Zahlmeister Gurielford abholen und zurückbleiben.“ Ansom sagte: „Nein.“

„Noch jemand?“ erkundigte sich Ruscon angriffslustig.

Ich glaube, es war mein Ärger darüber, daß Clarriss De Farton noch nicht in meine Richtung geblickt hatte, der mich den Arm heben ließ. Ich wollte ihre Aufmerksamkeit erregen.

„Beynon!“ stieß Ruscon hervor.

„Mister Beynon“, verbesserte ich ihn. Ich starrte zu dem Mädchen hinüber. Sie hob den Kopf und

sah mich an.

„Was wollen Sie?“ fragte Ruscon. Ich hörte ihn kaum.

In den Augen des Mädchens lag ein seltsamer Ausdruck, vielleicht eine stumme Herausforderung. Im Schein der Deckenbeleuchtung schimmerte ihr Haar rötlich.

Ich sagte: „Nehmen Sie doch bitte Rücksicht auf die Damen an Bord. Mit uns Männern können Sie hart verfahren.“ Von den anderen Plätzen kam gedämpftes Beifallsgemurmel.

„War das alles?“ erkundigte sich Ruscon mit bebender Stimme.

Clarriss lächelte, und in jenem Augenblick wäre ich bereit gewesen, Ruscon eigenhändig aus der Schleuse zu werfen, wenn sie es von mir verlangt hätte. Doch sie senkte nur den Kopf.

„Das war alles“, sagte ich.

„Noch jemand?“ fragte Dellman, bevor Ruscon explodieren konnte.

Es erfolgten keine weiteren Wortmeldungen. Dellman löste die Zusammenkunft auf.

Ich versuchte, an die Seite des Mädchens zu gelangen, doch sie erreichte den Ausgang vor mir, und ich vermochte nicht, sie einzuholen.

Auf dem Weg zu den Kabinen sprach ich mit Ansom.

„Es ist eine Schande“, sagte er bitter. „Dieser Tyrann glaubt, uns wie den letzten Dreck behandeln zu können.“ Ansom sprach wie ein Revolutionär, aber er sah nicht wie einer aus. Sein rundes Gesicht war von Sommersprossen übersät. Er hatte weiche Lippen und große, blaue Augen.

Ich antwortete ihm nicht. Er blickte mich neugierig an.

„Ich will nicht aufdringlich sein“, sagte er, wurde es aber im gleichen Augenblick. „Wovon haben Sie eine so grüne Haut, Mr. Beynon?“ „Ich arbeitete zwei Jahre als Gefangener in den Dolp-Werken“, eröffnete ich ihm schonungslos. „Genügt Ihnen das?“ „Entschuldigen Sie, entschuldigen Sie!“ stieß er verlegen hervor. Er hätte wahrscheinlich fortgefahren, sich zu entschuldigen, wenn ich ihm nicht zugenickt hätte.

„Sind Sie... waren Sie ein Dieb?“ wollte er wissen.

Er war einer dieser ehrlichen, zum Mitgefühl fähigen Menschen, die nicht die Grenze erkennen können, die sie ihrer Anteilnahme setzen sollten.

„Ich wurde wegen zweifachen Mordes verurteilt“, belog ich ihn.

Er zeigte sich nicht schockiert, wie ich erwartet hatte, und so sagte ich ihm die Wahrheit.

„Jedesmal brachte ich mich selbst um, Mr. Ansom. Danach kassierte ich die Versicherungssumme. Zuerst starb ich in Detroit unter dem Namen Sessinger in einem Lufttaxi. Man zog meine völlig verbrannte Leiche aus dem Flugzeug. Nur die Papiere wurden im Handschuhfach gefunden. Meinen zweiten Tod erlitt ich in Terrania in einem Säurebad. Das Skelett, das man aus der Chrom-Vanadium-Wanne zog, hieß Beynon. Mr. Beynon hatte daran gedacht, seine Papiere vor dem Sturz in die Wanne aus der Jackentasche fallen zu lassen.“ Ich zuckte mit den Schultern. „Das war mein letzter Tod, Mr. Ansom. Die Versicherungsgesellschaft kam mir auf die Spur, und dann ging ich für zweieinhalb Jahre in die Dolp-Werke.“ Wir blieben vor Ansoms Kabine stehen.

„Warum haben Sie das getan?“ fragte er ernst.

„Ich wurde in West-Kanada geboren. Wir besaßen ein kleines Haus, mit Ausblick auf die Berge. Dann kam eine Versicherungsgesellschaft und baute ein Hochhaus, das die Sonne verfinsterte, so breit und so hoch war es. Unser Haus stand im Schatten des gewaltigen Gebäudes. Wenn ich aus dem Fenster blickte, sah ich tagsüber die graue Riesenfläche, und in den Nächten fiel der Lichtschein der Reklamesäulen auf mein Gesicht. Im Dschungel hat jede Pflanze die Möglichkeit, dem Licht zuzustreben, aber unser winziges Haus besaß keine Chance. Ein Jahr später kamen die Verantwortlichen von der Versicherung und ließen unser Haus abreißen. Sie wollten einen Seitenbau anlegen, und wir mußten weichen.“ „Es war die gleiche

Versicherungsgesellschaft, die Sie später betrogen haben?“ stellte Ansom fest.

„Ja“, bestätigte ich. „Es gibt immer wieder Männer, die als Narren geboren werden. Die meisten werden während ihrer Jugend vernünftig. Sie passen sich unserer sogenannten Gesellschaftsform an.“ „Auch auf Gelton wird es eine Ordnung geben, der Sie sich fügen müssen“, sagte Ansom.

„Mir ist jede Ordnung recht, die nicht von Trusts und Kapitalgesellschaften bestimmt wird.“ Ansom lächelte schwach. „Als ich noch unverheiratet war, dachte ich fast wie Sie“, gestand er. „Dann kam die Verantwortung gegenüber meiner Familie, und alles wurde anders.“ „Gehen Sie jetzt zu Ihrer Familie, Mr. Ansom“, empfahl ich ihm und ließ ihn stehen.

*29. Januar*

Nur ein völlig unkomplizierter Mann wie Leutnant Dellman konnte die Schikanen des Kapitäns mit Gelassenheit ertragen. Wann immer Dellman in der Nähe der Passagierabteilung auftauchte, dauerte es nur wenige Minuten, und Ruscons dröhnende Stimme wurde hörbar.

Sieben Stunden nach dem Start kam Ruscons Neffe in meine Kabine.

„Leutnant Dellman läßt Ihnen ausrichten, daß alles in Ordnung ist“, sagte er.

Ich bedankte mich, und der Junge ließ mich allein.

Ich blickte auf die Uhr. Das gemeinsame Essen begann in zwanzig Minuten. Im Augenblick empfand ich keine Dankbarkeit gegenüber Dellman, so sehr war ich in Gedanken mit dem Mädchen beschäftigt. Ich bereitete mich auf eine Unterhaltung mit ihr vor. Vielleicht war sie sogar eine Kolonistin für Gelton im Santey-System.

Außer Ruscon, Gurielford, Dellman und Ruscons Neffen, hatte ich von der Besatzung nur noch Ingenieur Buggsy kennengelernt. Zwei Stunden nach dem Start war Buggsy durch den Hauptgang zwischen den Passagierkabinen gestampft, eine kleine, ölverschmierte Gestalt, mit einem gewaltigen Schnurrbart.

Ich war gerade vom Waschraum gekommen.

Buggsy hatte mich durchdringend gemustert, den Kopf geschüttelt und war dann, heftige Verwünschungen gegen den Kapitän und das Schiff ausstoßend, weitergegangen.

Die Zeit zum Essen war gekommen. Ich warf einen letzten Blick auf mein Spiegelbild und ging zum Aufenthaltsraum. Als ich eintrat, fiel mein erster Blick auf einen langen Tisch, der mit sorgfältig ausgewähltem Porzellan und wertvollen Kristallgläsern nahezu überladen war. Am oberen Ende dieser Tafel hockte Kapitän Ruscon, in eine zerknitterte Uniform gekleidet und die Haare mit viel Frisiercreme gebändigt. Sein Neffe saß rechts neben ihm und machte den Eindruck, als würde er beim ersten lauten Geräusch unter den Tisch sinken. Die meisten Passagiere waren bereits anwesend, aber das Mädchen konnte ich nicht entdecken.

Dellman schoß auf mich zu, als er mich sah und führte mich in die Mitte des Tisches. Ein kleiner Faltzettel neben den Tellern trug meinen Namen. Sofort blickte ich nach rechts. Auch dort stand ein Zettel. Clarriss De Farton las ich befriedigt.

„Danke“, sagte ich zu Dellman.

„Gehen Sie zur Hölle“, flüsterte er und drückte mich auf den Stuhl nieder.

Ruscon startete feindselig von einem zum anderen. Ein mir unbekanntes Mitglied der Besatzung kam mit mehreren Flaschen Wein. Der Mann entkorkte eine Flasche und goß Ruscon einen Schluck zur Probe ein.

Ruscon blickte von seinem Glas auf den Mann, „Was soll das?“ schrie er. Seine Faust sank auf den Tisch. Ein Klirren pflanzte sich bis zum anderen Ende der Tafel fort.

„Die Weinprobe, Kapitän“, erklärte der Mann ruhig.

„Schenken Sie voll“, verlangte Ruscon. „Halten Sie mich für ein Kind?“ Der Mann goß Ruscons Glas randvoll. Ruscon leerte es in einem Zug, schmatzte genießerisch und sagte, während Leutnant Dellman verstohlen lächelte: „In Ordnung, Deschon.“ Ruscons Glas wurde abermals gefüllt. Dann erst ging Deschon zu den Passagieren. Ich beobachtete ihn nicht länger, denn Clarriss De Farton war eingetreten. Sie trug ein einfaches, aber ihre Figur betonendes Kleid. Etwas hilflos stand sie im Eingang, und wartete darauf, daß sich jemand um sie kümmerte. Ich rückte meinen Stuhl zurecht und machte mich zum Aufstehen bereit. Dellman ging zur Tür und deutete eine Verbeugung an. Dann führte er das Mädchen auf die andere Seite des Tisches, und sie ließ sich zehn Plätze von mir entfernt nieder.

Ich war so verblüfft, daß ich Ruscons ersten Trinkspruch überhörte. Ich suchte nach Dellmans Blicken, doch der Leutnant bewegte sich völlig ungezwungen in den Hintergrund des Raumes, um die Musik einzuschalten.

Ich beschloß, auf eigene Faust zu handeln. Nichts konnte mich abhalten, Clarriss De Farton an ihren richtigen Platz zu bringen.

Da erschien ein weiterer Passagier, der alle Gespräche zum Verstummen brachte. Es war die Frau eines Galaktischen Händlers, ein riesiges Weib, das die Tür ausfüllte, als sie darin auftauchte. Ihre wallenden, roten Haare hingen wie ein Kleid über ihren Schultern. Sie wog wahrscheinlich über zwei Zentner. In den Augen eines Springers mochte sie eine verführerische Schönheit sein. Sie betrachtete uns verächtlich und schritt würdevoll neben Dellman einher. An ihren bloßen Oberarmen trug sie goldene Spangen.

Dellman führte sie direkt auf mich zu. Ich fühlte, daß mir das Blut in den Kopf schoß. Unmittelbar hinter mir blieb das ungleiche Paar stehen. Dellman zog den Stuhl neben mir zurück, warf mir einen vernichtenden Blick zu und sagte: „Bitte nehmen Sie Platz, Mrs. De Farton.“ Sie warf fast den Tisch um, als sie sich setzte. Ihre Blicke richteten sich auf mich.

Mit einer Stimme, die durch den ganzen Raum hallte, sagte sie: „Danke für die Einladung, junger Mann.“

\*

Es gab *Jambonneau jardinière* als Hauptgericht, mit wundervollem, zartem Schinken auf frischen Karotten und ausgesuchten, in Butter geschwenkten Champignons.

An die Vorspeise kann ich mich nur dunkel erinnern. Meine Verwirrung war noch zu groß. Ich glaube jedoch, daß es *Maquereau au vin blanc*, Makrelen in Weißwein, gab.

Als Nachspeise wurde ein Birnenbiskuit mit Sahne gereicht. Ich beneidete Ruscon um seinen Schiffskoch und wunderte mich, daß er seinen Passagieren ein derartiges Menü zusammengestellt hatte.

„Ich hatte die Absicht, während der Reise in meiner Kabine zu bleiben“, informierte mich Clarriss De Farton nach dem Essen. Sie kümmerte sich nicht darum, daß alle anderen hören konnten, was sie sprach. „Nun haben Sie mich herausgelockt. Warum, Mr. Beynon?“ „Ich habe ein halbes Jahr auf einem Springerschiff gelebt“.

sagte ich zu ihr. „Deshalb nutze ich jede Gelegenheit, mit Angehörigen Ihres Volkes zusammenzukommen.“ „Wie hieß das Schiff?“ fragte sie interessiert.

Es war Dellman, der mich rettete. Er stellte die Musik lauter und forderte die Passagiere zum Tanzen auf. Sofort stand ich auf.

„Entschuldigen Sie“, sagte ich zu meiner Tischnachbarin.

Hastig verließ ich meinen Platz. Dellman begegnete mir am Ende des Tisches.

„Sind Sie immer so höflich?“ erkundigte er sich gereizt.

„Sie sind ein feiner Arrangeur“, sagte ich spöttisch und beeilte mich von ihm wegzukommen.



Ich erreichte das Mädchen, das ich für Clarriss De Farton gehalten hatte, vor allen anderen Männern, die sie auffordern wollten.

„Würden Sie mit mir tanzen?“ fragte ich.

„Nun haben Sie mich herausgelockt“, sagte sie mit verstellter Stimme. „Oh, Mr. Beynon, Sie sollten etwas vorsichtiger mit Ihren Einladungen sein.“ Sie erhob sich. Die ganze Zeit über hatte sie von meinem Irrtum gewußt und sich wahrscheinlich königlich amüsiert. Wir tanzten in die Mitte des Raumes. Ich unterdrückte meinen Ärger.

„Sie sind also nicht Clarriss De Farton“, stellte ich fest. „Ebenso wenig wie mein richtiger Name Dunn Beynon ist.“ „Ich weiß, Mr. Sessinger“, erwiderte sie ernst.

Unwillkürlich zuckte ich zusammen. Hatte Ansom geklatscht - oder hatte sie Einblick in meine Akte nehmen können?

„Sie kennen meine Geschichte?“ fragte ich düster.

„Ich weiß, daß Sie versucht haben, viel Geld zu verdienen“, sagte sie ruhig und blickte mich an. Meine Verwirrung stieg. Ich geriet aus dem Takt und mußte mich auf die Musik konzentrieren.

„Wenn andere Männer einen schweren Unfall hatten, so daß ihre Leichen nicht mehr identifiziert werden konnten, verloren Sie ihre Papiere irgendwo in der Nähe“, sagte sie. „Ihr einziges Verbrechen ist, daß Sie den mächtigen Versicherungsgesellschaften ein bißchen Geld abgaunerten. Leider hat man Sie bereits beim zweitenmal erwischt.“ „Woher wissen Sie das alles?“ brachte ich endlich hervor.

„Tanzen Sie immer so schlecht, Mr. Beynon?“ fragte sie vorwurfsvoll.

Sie würde mir nicht verraten, wer sie eingeweiht hatte. Nun gut, auf jeden Fall schien sie meine Vergangenheit nicht zu stören.

„Können Sie mir etwas über Ihr Ziel verraten?“ fragte ich.

Sie lächelte mich an. Es gibt Frauen, die auf eine ganz bestimmte Art lächeln können. Sie konnte es.

„Uvbe“, sagte sie. „Sobald wir auf Uvbe gelandet sind, verlasse ich die TEEKANNE.“ „Mein Ziel ist Gelton, eine Welt...“, ich unterbrach mich, da sie sicher bereits alles wußte. Etwas plump fügte ich hinzu: „Schade, daß sich unsere Wege so schnell trennen.“ „Die TEEKANNE hat sieben Stunden Aufenthalt“, sagte sie. „Ich könnte Ihnen die Stadt zeigen.“ „Ja, ja“, hörte ich mich sagen, wie ein glücklicher Schuljunge, der gerade eine Verabredung für sein erstes Rendezvous getroffen hat.

„Übrigens, mein Name ist Jill Governor“, sagte sie.

„Ein schöner Name“, sagte ich.

Ich ahnte nicht, daß ich diesen Namen zwei Tage später hassen würde.

### *30. Januar*

Rendmar, die Hauptstadt Uvbes, war eine typische Kolonistenstadt. Zwischen den neueren Gebäuden standen noch die Häuser der ersten Pioniere, die auf dieser Welt Fuß gefaßt hatten. Uvbe war ein Sauerstoffplanet mit rauhem Klima. Rendmar war in der milderen Äquatorzone entstanden.

Der Raumhafen lag nur zehn Meilen von den Randbezirken der Stadt entfernt. Er war nicht sonderlich groß, aber für die wenigen Frachtschiffe, die auf diesem Planeten landeten, leistete er gute Dienste.

Die Ankunft der TEEKANNE schien vor allem für die jüngere Bevölkerung eine kleine Sensation zu sein.

Als ich zusammen mit Jill Governor den Landesteg hinabging, hatte sich eine neugierige Menge von mehreren tausend Menschen eingefunden. Ich trug den einzigen Koffer des Mädchens. Hinter uns ging ihr Onkel, der kleine Halley Governor. Noch immer hatte ich nicht herausgefunden, was ihn vor zwei Tagen verwirrt hatte, als er in meine Kabine gekommen war und mir seine Karte gegeben hatte. Er mußte gemerkt haben, daß ich seine Nichte mit einem anderen Passagier verwechselte. Trotzdem hatte er mich über meinen Irrtum nicht aufgeklärt. Ich ließ meine Blicke über die Stadt schweifen.

„Dies ist also Ihre neue Heimat“, sagte ich zu Jill. „Sie haben sich einen kühlen Platz ausgesucht.“ Ohne mich anzusehen, ging sie neben mir her. Sie schien gegenüber dem gestrigen Tag verändert zu sein. Um ihren Mund hatten sich harte Linien gebildet.

„Ich wünschte, ich hätte diese Stadt nie gesehen“, stieß sie plötzlich hervor, als ich schon gar nicht mehr mit einer Antwort rechnete.

Ihr Onkel drängte sich neben sie und faßte ihre Hand.

„Jill ist etwas überanstrengt“, sagte er entschuldigend. „Sie dürfen ihr das nicht übelnehmen.“ In der Verladeschleuse begann Kapitän Ruscon zu brüllen, weil die Transportfahrzeuge, die zur Entladung der TEEKANNE erschienen waren, seiner Ansicht nach nicht richtig manövierten. Die meisten Passagiere waren an Bord geblieben, da Uvbe nicht ihr Zielplanet war. Dellman hatte ihnen soviel über das rauhe Klima erzählt, daß sie es vorzogen, die TEEKANNE nicht zu verlassen. Ich hatte den Leutnant im Verdacht, daß er diese Geschichte in erster Linie nur verbreitete, um beim Start keine Schwierigkeiten mit verspäteten Ausflüglern zu bekommen.

Leutnant Dellman stand am unteren Ende des Landesteges und verabschiedete die Passagiere, die auf Uvbe bleiben würden.

Er gab Jill und Halley Governor die Hand.

Zu mir sagte er: „Seien Sie bitte pünktlich, Mr. Beynon.“ Ich schaute mich um. Halley schien meine Gedanken zu erraten, denn er sagte: „Wenn Sie ein Lufttaxi suchen, werden Sie wenig Glück haben, Mr. Beynon. Wir mieten bei der Verwaltung einen Wagen.“

Wir überquerten den freien Platz zwischen der TEEKANNE und den Verwaltungsgebäuden. Beinahe lautlos glitt eines der schweren Transportfahrzeuge an uns vorüber. Der rothaarige Mann am Steuer streckte den Kopf aus dem Seitenfenster und stieß einen anerkennenden Pfiff aus, als er Jill sah.

Halley schaute grimmig hinter dem Transporter her.

„Die Burschen in den Kolonien haben kein Benehmen“, sagte er säuerlich.

Er schien mir außerordentlich nervös zu sein. Auch Jill blickte unruhig zu den Sperren hinüber, die den Raumhafen abschlossen.

„Erwarten Sie jemand?“ fragte ich sie.

„Nein!“ stieß sie heftig hervor. „Nein, wieso?“ Wir hatten das Verwaltungsgebäude für Passagiere erreicht. Ein junger Mann in einem weißen Kittel, der ihm bis zu den Knöcheln reichte, kam uns entgegen. Das abgekaute Stück einer Pflanzenwurzel hing zwischen seinen Lippen. Er ließ die Wurzel auf- und niederwippen.

„Wollen Sie einen Wagen?“ erkundigte er sich gelangweilt.

Ich weiß nicht, wie er es fertigbrachte, mit uns zu sprechen, ohne die Wurzel aus dem Mund zu nehmen. Seine Blicke glitten über Jills Figur, aber selbst das schien ihn nicht zu interessieren.

„Wir wollen in die Stadt“, erklärte Halley ärgerlich. „Mr. Beynon wird den Wagen später mit zurückbringen.“ „Später?“ wiederholte der Mann im Kittel. „Wann ist denn das?“ „In sechs Stunden!“ schrie Governor aufgebracht.

Der Mann zuckte mit den Schultern. Er gab mir eine Plakette und zeigte auf den Parkplatz. Dort sah ich vier Wagen stehen.

„Nummer vier“, sagte der Kolonist. „Wie auf der Plakette.“ „Was ist mit den Formalitäten?“

wollte Governor wissen. „Ich bleibe nur für ein paar Tage, aber meine Nichte ist Kolonistin.“ „Sie muß sich in der Stadt melden“, sagte der Mann. „Dann wird sie eingeteilt.“ Nach dieser erschöpfenden Auskunft ließ er uns stehen und kehrte in das Gebäude zurück. Governor schimpfte und ging zum Parkplatz voraus. Kühler Wind kam von der Stadt. Ich beobachtete, wie Jill erschauerte.

Governor blieb stehen und streckte die Hand aus.

„Geben Sie mir die Plakette“, sagte er. „Ich kenne mich in der Stadt besser aus.“ Dagegen war nichts einzuwenden. Er steckte die Plastikscheibe in einen Schlitz neben der Wagentür, und wir konnten einsteigen. Eine angenehme Stimme kam aus dem Lautsprecher über dem Steuerrad und erklärte uns die Verkehrsregeln von Rendmar. Governor schaltete das Gerät aus.

Ich hoffte, daß er sich früh genug daran erinnern würde, daß er nicht eingeladen war, an dem geplanten Stadtbummel teilzunehmen. An den Sperren mußten wir anhalten. Ein Robotposten kontrollierte unsere Papiere, trug alle Angaben in eine Liste ein und ließ uns passieren.

Im Innern des Wagens war es angenehm warm. Die Straße, die vom Raumhafen zur Stadt führte, war fast hundert Meter breit. Governor benutzte eine Außenspur. Viele Fahrzeuge begegneten uns, die zum Raumhafen unterwegs waren. Ein Transporter überholte uns. Hinter der Straße begannen die Felder. Überall waren Schutzmaßnahmen gegen den heftigen Wind getroffen worden. Ohne sie hätten die Kolonisten keine Ernte einbringen können. In regelmäßigen Abständen hatte man große Windbrecher errichtet.

Ich begann mich zu fragen, was Jill Governor dazu bewogen haben mochte, auf einer Welt wie dieser zu leben.

Die Straße teilte sich, und Governor hielt sich rechts. Mir war das gleichgültig, aber als wir die ersten Gebäude erreichten und Jills Onkel noch immer keine Anstalten machte, uns alleinzulassen, beugte ich mich über den Sitz und klopfte ihm auf die Schulter.

„Ich glaube, jetzt finden wir allein weiter“, sagte ich zu ihm. Ich sah das Mädchen an.

„Meinen Sie nicht auch, Jill?“ Sie saß links neben mir. Ich sah, daß Governor den Kopf zwischen die Schultern zog. Irgendwie warnte mich diese Bewegung, sie löste Unbehagen in mir aus.

„Ja, ja“, sagte Jill, aber Governor fuhr weiter.

„Halten Sie vor dem Haus mit der blauen Fassade“, sagte ich zu Governor.

Er schwieg verbissen. Er hätte wenigstens nicken können. Seine Hände umklammerten das Steuer, als wollten sie es zerbrechen. Ich schaute Jill an. Sie kam mir blaß vor. Irgend etwas stimmte nicht.

Wir erreichten das Haus, das ich Governor genannt hatte, aber er hielt nicht an.

Ich schlug ihm derb auf die Schulter.

„Halten Sie endlich!“ rief ich nach vorn.

„Hören Sie auf!“ zischte Jill an meiner Seite.

Ich ließ mich zurücksinken und blickte sie an. Sie war in die äußerste Ecke des Sitzes gerutscht. In ihrer Hand hielt sie eine Nadlerpistole. Der Lauf zeigte auf meine Brust.

Governor lachte häßlich.

„Sie werden aussteigen, wann ich es sage, Mr. Beynon“, sagte er über die Schulter.

\*

Ich weiß nicht mehr, wie lange ich ungläubig auf die Pistole starrte und zu begreifen versuchte, was passiert war. Als ich zum erstenmal wieder aus dem Wagen blickte, befanden wir uns in einem anderen Stadtteil.

„Jill...“, begann ich.

„Sobald Sie sich bewegen, drücke ich ab“, sagte sie entschlossen.

„Ich weiß nicht, was Sie mit mir vorhaben“, sagte ich mit unsicherer Stimme. „Ich möchte Sie jedoch daran erinnern, daß man mich in weniger als sechs Stunden an Bord der TEEKANNE erwartet. Dellman weiß, wen ich nach Rendmar begleitet habe. Es wird unangenehme Nachforschungen geben, wenn Sie mich töten.“ „Wenn Sie vernünftig sind, werden Sie in sechs Stunden wieder an Bord des Schiffes sein“, versprach Governor.

„Was hat das überhaupt zu bedeuten?“ Ich blickte auf den Nadler, dessen Lauf schwach zitterte, aber nicht heruntersank. „Wollen Sie mich entführen und Lösegeld erpressen? Da werden Sie bei mir wenig Glück haben.“ Keiner der beiden antwortete mir. Governor fuhr jetzt sehr vorsichtig. Er war darauf bedacht, nicht in einen Unfall verwickelt zu werden. Auf den Straßen von Rendmar herrschte reger Verkehr, aber unser Wagen glitt unbeachtet weiter. Auch keiner der vielen Fußgänger konnte mir helfen.

Schließlich bog Governor in eine Seitenstraße ein. Nachdem wir weitere dreihundert Meter zurückgelegt hatten, wurde der Boden uneben. Zu beiden Seiten der Straße standen nur noch die typischen Häuser aus der Anfangszeit der Kolonie. Viele von ihnen waren nicht mehr bewohnt. Governor schien sich hier auszukennen.

Er steuerte das Fahrzeug zwischen die beiden letzten Häuser auf der linken Straßenseite. Aus dem hinteren Haus kamen drei Männer. Einer davon war ein Ära, ein Galaktischer Mediziner. Er war groß und dünn, so daß man unwillkürlich auf den Gedanken kommen mußte, er könnte den heftigen Stürmen dieser Welt nicht widerstehen. Die beiden anderen Männer waren Terraner. Einer sah düster aus, und sein dunkles Haar verstärkte diesen Eindruck. Der andere war klein und schlank.

Der Ära öffnete die Wagentür. Governor sprang heraus. Der kleine Mann zog ebenfalls einen Nadler und winkte mir zu, das Fahrzeug zu verlassen.

„Wir haben ihn, Itch“, sagte Governor zu dem Kleinen.

Jill ließ ihre Waffe sinken.

„Gewiß sind Sie stolz auf sich“, sagte ich zu ihr und verließ den Wagen.

„Sofort ins Haus mit ihm!“ befahl Itch. Seine Stimme hatte einen unangenehmen Klang. Ich stellte fest, daß der Ära mich interessiert betrachtete.

„Er sieht kräftig aus“, sagte er, jedes Wort betonend.

„Natürlich“, knurrte Governor. „Wir haben den richtigen Mann.“ „Das wird sich zeigen“, sagte der Schwarzhaarige.

Itch und der Ära nahmen mich in die Mitte und schoben mich auf das Haus zu. Wir stiegen die Treppe zur Veranda hinauf. Unsere Schritte trommelten über die Holzplanken. Ich blickte zurück und sah, daß Jill jetzt den Wagen verließ. Sie sagte etwas zu Governor, und dieser schüttelte unwillig den Kopf.

Itch und der Ära drückten sich durch eine Tür. Hinter uns kam der Schwarzhaarige. Im Flur vor uns war es dunkel. Ein eigenartiger Geruch strömte mir entgegen. Unwillkürlich mußte ich an ein Krankenhaus denken.

„Wie heißen Sie?“ fragte Itch.

„Beynon“, gab ich zurück.

„Dunn Beynon.“ Der Ära bewegte sich etwas zur Seite. Gleich darauf wurde es hell. Der Flur war mit Plastiktafeln ausgelegt. Ein Spiegel zog sich fast über die gesamte linke Wand. Nur an den Türen wurde er unterbrochen. Auf einem kegelförmigen Hocker stand eine Vase ohne Blumen. Daneben lag ein Paar einfacher Riemensandalen.

Der Schwarzhaarige schob sich an uns vorüber und stieß die mittlere der drei Türen auf.

„Vorwärts!“ sagte Itch und bohrte mir einen Zeigefinger in die Hüfte.

Als ich durch die Tür trat, kamen Governor und seine Nichte ins Haus. Ich hörte es am Klappern von Jills Schuhen. Der Raum, der sich vor mir ausbreitete, war geschmackvoll eingerichtet. Felle

unbekannter Tiere hingen an den Wänden. Zwei Bodenlampen beleuchteten ein Wandbild mit 3-D-Effekt, das ein startendes Raumschiff zeigte. Inmitten des Zimmers gab es einen flachen runden Tisch, um den mehrere Sessel gruppiert waren. An zwei Wänden waren Sideboards aufgestellt. Tageslicht fiel durch die gläserne Decke. „Setzen Sie sich!“ befahl Itch.

Wortlos ließ ich mich in einen Sessel sinken. Der Ära und Itch nahmen auf der anderen Seite des Tisches Platz. Itch legte den Nadler vor sich auf den Tisch. Der Schwarzhaarige ging zu einem Sideboard und holte eine Flasche. Er entkorkte sie und setzte sie an den Mund. Nachdem er getrunken hatte, setzte er sich ebenfalls an den Tisch. Governor und seine Nichte kamen nicht herein.

Itch legte beide Hände flach auf den Tisch und schaute mich aus seinen farblosen Augen an. Ich konnte mich nicht erinnern, jemals einen so gefühllosen Mann gesehen zu haben. Er war mir unheimlich. In den Dolp-Werken hatte ich viele Verbrecher kennengelernt, aber keinen Mann wie Itch.

„Also gut, Beynon“, sagte er. „Wie stehen Sie zur Regierung des Solaren Imperiums?“ Die Frage kam völlig unerwartet. Gehörte Itch einer Bande von politischen Wirrköpfen an?

„Sie ist mir gleichgültig“, erwiderte ich wahrheitsgemäß.

Itch nickte. Der Schwarzhaarige rülpste laut und legte die Füße auf den Tisch. Der Ära betrachtete ihn mißbilligend.

„Wie steht es mit dem Großadministrator?“ wollte Itch wissen.

„Er meint Perry Rhodan“, warf der Schwarzhaarige ein.

„Sei still, Dourdy“, zischte Itch.

Dourdy zuckte mit den Schultern und kauerte sich tief in den Sessel.

„Rhodan ist mir ebenfalls gleichgültig“, sagte ich. „Ich habe ihn noch nie persönlich gesehen.“

Itch blickte erst Dourdy, dann den Ära an. „Ich glaube, das genügt“, meinte er zufrieden. „Nun sind Sie an der Reihe, Lan-Malc.“ Der Galaktische Mediziner nickte schweigend. Er stand auf und näherte sich meinem Platz, eine dünne, zerbrechlich aussehende Gestalt. Ich spürte, wie seine Spinnenfinger über meine Schultern tasteten. Ein Schauer rann über meinen Rücken.

„Waren Sie jemals in Ihrem Leben krank, Beynon?“ fragte Lan-Malc.

Was zum Teufel, bedeutete diese ganze Fragerei? Was hatten sie mit mir vor?

„Antworten Sie!“ schrie Dourdy ungeduldig.

Ich warf den Kopf in den Nacken und sah Lan-Malc über mir verächtlich lächeln.

„Ich war nie ernsthaft krank gewesen“, sagte ich.

Lan-Malc zählte einige Krankheiten auf und nickte jedesmal zufrieden, wenn ich den Kopf schüttelte.

„Er ist in Ordnung“, sagte der Ära schließlich. „Bringt ihn nach unten.“ Itch ergriff den Nadler und forderte mich zum Aufstehen auf.

Sie hatten einen Mann gesucht, dem Perry Rhodan gleichgültig war und der noch nie in seinem Leben ernsthaft krank gewesen war. Jetzt hatten sie ihn gefunden.

Er hieß Dunn Beynon. Sein richtiger Name lautete Sessinger.

Dourdy ging voraus. Dann folgten Lan-Malc und ich. Den Abschluß bildete Itch mit seiner Waffe. Wir gelangten wieder in den Flur. Dourdy öffnete eine Falltür im Boden. Von den beiden Governors war nichts zu sehen.

„Da hinunter!“ ordnete Itch an.

Eine Holzterrasse führte in die Tiefe. Sie endete vor einer Tür. Dourdy, der vor mir ging, schloß sie auf. Helles Licht fiel mir entgegen. Einen Augenblick schloß ich geblendet die Augen. Als ich sie wieder öffnete, sah ich einen modernen Operationssaal vor mir.

Von hier kam also der typische Krankenhausgeruch.

Ich starrte auf den Operationstisch.

Noch nie in meinem Leben hatte ich solche Angst empfunden wie in jenem Moment.

\*

Dourdy und Lan-Malc gingen in einen kleinen Nebenraum. Als sie zurückkamen, trugen sie weiße Kittel und Kopftücher. „Ziehen Sie sich aus!“ befahl Lan-Malc.

„Nein“, sagte ich. Ich hatte das Gefühl, daß etwas Schreckliches bevorstand. Wehrlos wollte ich es nicht mit mir geschehen lassen.

Itch hob den Nadler.

„Sie haben gehört, was der Ära sagte“, knurrte er ungeduldig.

„Nein“, sagte ich wieder.

Itch drückte ab, und etwas Glühendes bohrte sich in meine Brust. Itchs Gesicht verschwamm vor meinen Augen, wurde unendlich groß und tauchte dann in einen schwarzen Schacht.

„Tragt ihn auf den Tisch!“ hörte ich Lan-Malc sagen.

Ich spürte, wie sie mich packten und quer durch den Raum zerzten. Ich war vollkommen hilflos. Sie drehten mich auf den Rücken, zogen mich aus und schnallten mich fest.

„Er ist kräftig“, sagte Lan-Malc zufrieden.

Ich hörte, wie er mit unsichtbaren Geräten hantierte. Dann fühlte ich den Einstich einer Injektionsnadel im Oberarm. Gleich darauf verlor ich endgültig das Bewußtsein.

\*

Ich erwachte in einem der Sessel im Wohnraum. Jill Governor saß mir gegenüber und beobachtete mich. Ich fühlte mich elend und schwach. Jill schob ein Glas mit einer trüben Flüssigkeit über den Tisch.

„Trinken Sie!“ forderte sie mich auf.

Mit zitternden Händen faßte ich das Glas und trank. Ermattet sank ich in den Sessel zurück. Nur allmählich ließ meine Apathie nach.

„Ich hatte einen schlechten Traum“, sagte ich mühsam. „Ich befand mich in einem Operationszimmer.“ „Das war kein Traum“, sagte Jill ernst. „Der Raum, von dem Sie sprechen, liegt direkt unter uns.“ Itch fiel mir ein. Dourdy und der Ära. Ich wollte aufstehen, doch sofort wurde mir schwarz vor den Augen. Ich hatte das Gefühl, ich müßte mich übergeben.

„Was ist geschehen?“ fragte ich.

„Man hat Sie zu einer Bombe gemacht, Mr. Beynon“, sagte sie. „Zu einer lebendigen Bombe.“ „Einer von uns beiden muß verrückt sein“, brachte ich hervor. Mit beiden Händen drückte ich mich an den Sessellehnen hoch. Es gelang mir aufrecht zu stehen. Schweiß brach mir aus. Meine Knie waren schwach und drohten einzuknicken. Ich zwang mich, einen Schritt zu machen.

„Sehr gut“, lobte Jill Governor. „In einer halben Stunde werden Sie wieder vollkommen in Ordnung sein. Dann können Sie zur TEEKANNE zurückkehren.“ Die TEEKANNE! Das Schiff hatte ich völlig vergessen. Mein Blick fiel auf die Uhr. Vor fünf Stunden hatte ich zusammen mit Jill Governor und ihrem Onkel den Frachter verlassen. Inzwischen war irgend etwas geschehen. Ich fühlte einen drückenden Schmerz über der rechten Hüfte. Behutsam zog ich das Hemd aus meiner Hose. Meine Blicke fielen auf einen flachen Verband, der meine Taille oberhalb der rechten Hüfte bedeckte.

„Sie können ihn in drei Tagen abnehmen“, sagte Jill ruhig.

Ich machte einen schnellen Schritt auf sie zu. Sofort schoß mir das Blut in den Kopf. Ich mußte anhalten und mich auf den Tisch stützen. Das Mädchen beobachtete mich gelassen.

„Wo ist Itch?“ wollte ich wissen.

„Unterwegs“, antwortete Jill.

Ich lachte spöttisch. „Ebenso wie Dourdy, Lan-Malc und Ihr Onkel, was?“ Sie gab mir keine Antwort, aber das war auch nicht nötig. Ich ahnte, daß ich keinen dieser Männer je wiedersehen würde. Wahrscheinlich hielten sie sich nicht mehr in diesem Haus auf. Nur noch Jill und ich waren hier. Sie hatte noch nicht einmal eine Waffe. Aus irgendeinem Grund war sie sicher, daß ich ihr nichts tun konnte.

Ich stopfte mein Hemd in die Hose. „Was bedeutet dieser Verband?“ fragte ich. „Er verdeckt eine frische Operationsnarbe“, gab sie zurück. „Haben Sie mich hierhergebracht, um mir meinen Blinddarm zu entfernen?“ fragte ich ohne Heiterkeit. „Man hat Ihnen nichts entfernt, Mr. Beynon. Man hat Ihnen etwas gegeben!“ Ich hockte mich auf den Tischrand und schlug die Beine übereinander. In diesem Augenblick wurde mir unbewußt klar, daß etwas geschehen war, das mein gesamtes Leben ändern würde.

Jill Governor stand auf und ging zu einem Sideboard. Sie hob einen kleinen Metallzylinder auf und legte ihn vor mir auf den Tisch. Sie trug noch das gleiche Kleid, das ich beim Verlassen der TEEKANNE so an ihr bewundert hatte.

„Genau den gleichen Zylinder tragen Sie jetzt in Ihrem Körper“, sagte sie. Sie gab dem Ding einen leichten Stoß, und es rollte langsam auf mich zu. Ich nahm es auf und betrachtete es. Es war sehr leicht, etwa vier Zentimeter lang und fünf Millimeter dick. An beiden Enden hatte es eigenartig geformte Höcker.

„Es ist ein Hohlkörper“, sagte sie. „Es erfüllt einen doppelten Zweck.“ Irgendwie war mir das Ding unheimlich. Ich schleuderte es davon. Jill sah mich ausdruckslos an. In ihrem Gesicht war nicht zu erkennen, was in ihren Gedanken vor sich ging. In gewisser Weise ähnelte sie Itch. Beide - Itch und sie - verkörperten einen beherrschten Fanatismus, der nur selbsterschaffene Regeln kennt und vor nichts zurückschreckt.

„Dieses kleine Ding verwandelt Sie in einen Attentäter, Mr. Beynon“, sagte sie.

Gewaltsam zwang ich mich zur Ruhe. Sie war nur ein Mädchen, das einem erfahrenen Mann gegenüber saß, der zweieinhalb Jahre in den Dolp-Werken zugebracht hatte und viele Tricks kannte.

„Sie scheinen von der falschen Voraussetzung auszugehen, daß ich ein gefügiger Mensch bin“, sagte ich.

„Es wird Ihnen keine andere Wahl bleiben“, eröffnete sie mir. „Sie werden diesen Hohlkörper nach Gelton bringen.“ „Gelton ist mein Ziel“, stimmte ich zu. „Aber was soll dieses Ding dort?“

„Es enthält die gefährlichsten Bakterien, die den Galaktischen Medizinern im Augenblick bekannt sind. Es gibt kein Gegenmittel gegen die tödliche Krankheit, die sie hervorrufen.“

Entsetzen stieg in mir hoch. Die zur Legende gewordenen Fähigkeiten der Aras waren auch mir bekannt. In der gesamten Galaxis begegnete man diesem Volk mit einer gewissen Scheu.

„Sie haben mich mit Bakterien verseucht!“ stieß ich hervor.

Jill erwiderte: „Nein, Mr. Beynon. Sie sind weiterhin völlig gesund. Die Bakterien werden nur auf einen bestimmten Hyperimpuls aus dem Zylinder ausbrechen und in Ihren Körper eindringen. Sobald dies geschehen ist, haben alle Kolonisten auf Gelton nur noch kurze Zeit zu leben. Nach drei Tagen terranischer Zeitrechnung wird alles vorüber sein.“ Ich schloß die Augen, um das Gehörte zu begreifen. Was Jill sagte, konnte nur bedeuten, daß Itch und seine Helfer planten, die Kolonisten auf Gelton auszurotten. Das war völlig unfassbar. Die Handlungsweise dieser Menschen erschien mir so teuflisch, daß ich einfach nicht glauben wollte, was Jill Governor zu mir gesagt hatte.

„Sie können doch nicht eine ganze Kolonie auslöschen“, stammelte ich, nachdem ich mich gefaßt hatte. „So unmenschlich kann doch niemand sein.“ „Es geht nicht nur um die Kolonie“, sagte Jill.

„Es geht um andere, wichtigere Dinge. Wer ein großes Ziel vor Augen hat, darf bei solchen

Maßnahmen nicht schwankend werden.“ „Sie wissen nicht, was Sie da reden“, schrie ich sie an. „Kein noch so erstrebenswertes Ziel kann den Tod unschuldiger Menschen rechtfertigen.“ Unwillkürlich war ich aufgesprungen.

„Nein“, sagte ich entschlossen. „Ich gehe nicht nach Gelton. Ich werde der Polizei von Rendmar einen Bericht über Itchs Vorhaben geben.“ „Itch ist nicht der Führer der Gruppe“, antwortete sie. „Außerdem können Sie gar nichts tun, um unsere Pläne zu durchkreuzen.“ „Ich werde Ihnen beweisen, daß ich das kann“, sagte ich entschlossen.

„Der Zylinder erfüllt einen doppelten Zweck“, erklärte sie. „Er arbeitet gleichzeitig als Nervenschocker. Sobald Sie versuchen, jemand von Ihren Erlebnissen auf Uvbe zu berichten oder nur zu schreiben, fallen gewisse Zentren in Ihrem Gehirn aus. Sie werden unerträgliche Schmerzen bekommen, Mr. Beynon. Es wird Ihnen unmöglich sein, auch nur ein einziges Wort über Ihre Mission zu schreiben oder zu sprechen.“ „Das ist nicht wahr!“ sagte ich verzweifelt.

„Doch“, sagte sie. „Der Nervenschocker wird Sie auch auf dem richtigen Weg halten. Und dieser führt nach Gelton, in die Hauptstadt der Kolonie. Sie werden sich nicht weiter als fünfzig Meilen von ihr entfernen können. Wir haben an alles gedacht. Wenn Sie uns verraten oder flüchten wollen, tritt der Schocker in Tätigkeit und verhindert Ihr Vorhaben. Sie müssen das Attentat ausführen, auch wenn Sie nicht wollen.“ „Ich kann Selbstmord begehen“, drohte ich.

„Versuchen Sie es“, empfahl mir Jill.

„Sie müssen mir helfen, Jill“, drängte ich. „Sagen Sie mir, wie ich ein Unglück verhindern kann.“

„Sie täuschen sich in mir, Mr. Beynon“, sagte sie unbeirrt. „Ich besitze keine romantische Ader. Alles, was ich tue, geschieht aus Überzeugung. Ich habe Sie nicht in dieses Haus gebracht, weil ich Zuneigung zu Ihnen gefaßt habe. Sie sind nur hier, weil Sie der geeignetste Mann unter den Kolonisten für Gelton waren, der sich an Bord der TEEKANNE befand.“ Ihre Kälte erschütterte mich. Ich spielte mit dem Gedanken, mich auf sie zu stürzen und die Wahrheit mit Gewalt aus ihr herauszupressen. Doch dazu war ich nicht der Mann. Außerdem hatten die Attentäter bestimmt einen solchen Zwischenfall einkalkuliert und sich darauf vorbereitet.

„Wann wird der Hyperimpuls ausgestrahlt?“ fragte ich schließlich.

„Wir haben einen Agenten auf Gelton“, sagte sie. „Er wird den Impuls zum geeigneten Zeitpunkt ausstrahlen. Niemand weiß genau, wann es soweit ist.“ Ich muß diesen Agenten finden, dachte ich. Ich muß ihn finden, bevor er den Impuls auslöst, der die gesamte Bevölkerung Geltons tötet. Jill Governor blickte auf die Uhr. Sie stand auf und öffnete die Tür.

„Es wird Zeit, daß Sie gehen, Mr. Beynon“, sagte sie. „Ersparen Sie mir den Anblick eines sich vor Schmerzen windenden Mannes, der unklug genug ist, sich unseren Plänen widersetzen zu wollen.“ Schön und verführerisch stand sie da. Doch ich wußte in diesem Augenblick, daß es für einen Mann unmöglich war, ihre Gefühle zu beeinflussen. Sie war wie Itch, und Itch war eiskalt. Ich ging langsam zur Tür. Ich hatte die Kontrolle über meinen Körper vollkommen wiedergefunden. Die Operationsstelle schmerzte zwar noch, aber die Schwäche war fast vorüber. Jill gab mir die Plakette für den Mietwagen.

„Ich komme wieder, Jill“, sagte ich.

„Nein, Mr. Beynon“, sagte sie.

Ihr Blick hielt meinem mühelos stand. Ich taumelte in den Flur hinaus. Sie schlug die Tür hinter mir zu. Hastig ging ich ins Freie. Heftiger Wind blies mir entgegen. Der Wagen stand unter der Veranda. Die Straße lag verlassen vor mir. Stellenweise war sie von Sand zugeweht.

Als ich die Holztreppe hinabging, mußte ich mich am Geländer festhalten.

Ich erreichte den Wagen und steckte die Plakette in den vorgesehenen Schlitz. Die Tür glitt auf, und ich stieg ein.

„Möchten Sie Musik hören?“ fragte der Sprechautomat. Ich schaltete ihn ab und fuhr los. In diesem Augenblick verfügte ich über mehrere unklare Pläne. Meine Verwirrung war noch zu



groß, um mich logisch denken zu lassen. Ich erreichte in langsamer Fahrt die nächste Hauptstraße. Der Weg zum Raumhafen war durch Schilder ausgezeichnet. Ich hätte rechts einbiegen müssen, doch ich ordnete mich links in eine Außenbahn ein.

Sofort begannen die Schmerzen. Sie dehnten sich innerhalb weniger Sekunden über meinen gesamten Körper aus. Ich begann zu schwitzen. Verbissen umklammerte ich das Steuer. Die Schmerzen wurden stärker. Ich mußte in eine Parklücke steuern und sank erschöpft auf das Steuer. Die Schmerzen ließen nach, verschwanden jedoch nicht völlig. Durch ihr Vorhandensein erinnerten sie mich an mein Ziel.

Jemand klopfte gegen die Seitenscheibe.

Ich ließ sie herunter. Ein älterer Mann mit schlohweißen Haaren blickte zu mir herein.

„Ist Ihnen nicht gut?“ erkundigte er sich.

„Ich muß sofort zur...“, ich wollte ihm erklären, daß ich zur Polizei wollte, doch das Wort kam nicht über meine Lippen. Rasende Schmerzen jagten durch meinen Körper. Ich wußte plötzlich nicht mehr, was ich dem Alten sagen wollte. Meine Erinnerung an gewisse Geschehnisse setzte aus.

„Kann ich Ihnen helfen?“ fragte der Kolonist.

„Nein“, sagte ich mit brüchiger Stimme. „Ich fahre zum Raumhafen. Es ist alles in Ordnung.“ Mit einem Schlag hörten die Schmerzen auf. Ich drehte die Scheibe hoch. Der Alte schüttelte den Kopf und blickte mir nach, als ich den Wagen auf die andere Fahrbahn steuerte und in Richtung des Raumhafens fuhr.

Die zweite Runde war klar an Itch und seine Komplizen gegangen. Alles, was Jill mir über den Nervenschocker erzählt hatte, entsprach der Wahrheit. Ich zweifelte nicht länger daran, daß auch alles andere stimmte.

Ich war zu einem unfreiwilligen Attentäter geworden.

Zu einer lebendigen Bombe.

\*

Unangefochten erreichte ich den Raumhafen. Der Robotposten an den Sperren ließ mich passieren, nachdem er meine Papiere mit seinen Eintragungen verglichen hatte. Mein geheimer Wunsch, daß die TEEKANNE inzwischen ohne mich gestartet sein könnte, erfüllte sich nicht. Der Frachter stand noch an der gleichen Stelle. Ein Blick auf meine Uhr zeigte mir, daß der Start in etwa zwanzig Minuten sein würde.

Ich fuhr den Wagen auf den Parkplatz neben den Verwaltungsgebäuden. Ein Roboter kam heraus und kassierte den Mietpreis.

„Sie müssen sich beeilen, Sir“, sagte er. „Ihr Schiff ist startbereit.“ Ich nickte und ging der TEEKANNE entgegen. Als freier Mann hatte ich sie verlassen, als Gefangener eines winzigen Apparates kehrte ich zu ihr zurück. Und niemand an Bord ahnte etwas davon.

Der Landesteg war noch ausgefahren, aber die Verladearbeiten waren inzwischen abgeschlossen worden. Zwei Mitglieder der Besatzung standen am unteren Ende des Stegs. Einer von ihnen war Buggsy. Er trug ausnahmsweise saubere Kleider. Mißbilligend sah er mir entgegen.

„Haben Sie ein Souvenir gekauft?“ erkundigte er sich ironisch.

Wenn er gewußt hätte, welches Andenken an meinen Aufenthalt auf Uvbe ich bei mir trug, wäre er bestimmt nicht so ruhig geblieben. Doch er ahnte nichts davon, und ich konnte ihm nichts sagen.

„Nein“, erwiderte ich. „Ich habe mir Rendmar angesehen.“ Seine scharfen Augen richteten sich auf mein Gesicht. „Sie sehen mitgenommen aus“, sagte er. „Hat Dellman Sie nicht vor dem Klima dieser Welt gewarnt?“ „Doch“, versicherte ich. „Das hat er getan.“ Ich ging den

Landungssteg hinauf. Zum Glück begegnete ich nicht Ruscon. Auf meinem Weg zu den Kabinen traf ich Gurielford. Der Zahlmeister warf mir einen bösen Blick zu, sagte aber nichts.

Ich war froh, als ich meine Kabine erreicht hatte. Ohne mich zu entkleiden, sank ich auf das Bett. Ich wußte, daß ich keinen Schlaf finden würde. Meine Gedanken beschäftigten sich ununterbrochen mit dem Zylinder über meiner Hüfte.

Warum wollten die Attentäter das Leben der Kolonisten auf Gelton auslöschen? Sie mußten einen bestimmten Grund für ihren Plan haben. Ich begann zu befürchten, daß Jill Governor mir längst nicht alles gesagt hatte. Mein einziger Anhaltspunkt war ihr Hinweis auf jenen Agenten, der den Impuls auslösen würde. Wenn es mir gelang, diesen Mann zu finden, hatte ich vielleicht eine Chance.

Mit einem Ruck setzte ich mich auf. Eines mußte ich noch versuchen. Ich verließ das Bett und holte mein Schreibzeug aus dem Wandschrank. Ich riß ein Blatt aus dem Notizblock und ließ mich am Tisch nieder. Meine Hand, die den Schreibstift hielt, zitterte.

*An Kapitän Ruscon*, schrieb ich.

Mit der Zunge fuhr ich über meine spröden Lippen.

*Bei meinem Aufenthalt in Rendmar wurde ich ...*

Mit einem unterdrückten Aufschrei schleuderte ich den Schreibstift davon. Es war mir nicht gelungen, das Wort überfallen zu schreiben. Ein stechender Schmerz, der meine Erinnerung auslöschte, trieb mich vom Stuhl hoch. Hastig zerriß ich den Zettel.

Völlig niedergeschlagen ging ich zu Bett. Nach einer Stunde brachte mir Delgaard Ruscon mein Essen.

„Wir sind bereits gestartet, Mr. Beynon“, sagte er. Er betrachtete mich verwirrt.

„Offensichtlich fühlen Sie sich nicht wohl“, stellte er besorgt fest.

„Es ist alles in Ordnung“, versicherte ich. „Der Ausflug nach Rendmar ist mir nicht bekommen. Sobald ich gegessen habe, wird es mir besser gehen.“ „Rufen Sie mich, wenn Sie etwas brauchen“, sagte er freundlich.

Ich bedauerte, daß er ging. Die Einsamkeit innerhalb der kleinen Kabine erschien mir in meiner jetzigen Lage unerträglich. Ich aß hastig. Danach brachte ich meine Kleider in Ordnung und kämmte mich. Im Spiegel wirkte mein Gesicht eingefallen und blaß.

Trotzdem verließ ich die Kabine und ging zum Aufenthaltsraum.

Ich traf Ansom an der kleinen Bar. Ein jüngeres Ehepaar nahm das Essen an einem der Tische zu sich. Ruscons Neffe bewegte sich lautlos durch den Raum, wenn er leere Tablettts aus den Kabinen zurückbrachte. Ich ging zu Ansom.

Er hatte ein großes Glas mit einer milchigen Flüssigkeit vor sich stehen. Er betrachtete mich nicht gerade mit Wohlwollen. „Ihr Ziel ist Gelton, nicht wahr?“ fragte ich ihn. Er schien einen Augenblick zu überlegen, ob er mir antworten sollte.

„Ja“, sagte er schließlich. „Sobald ich ein Haus habe, wird meine Familie nachkommen. Die Erde ist mir zu überfüllt. Auf Gelton kann ich mir eine sichere Existenz aufbauen.“ Ich atmete unwillkürlich auf, als ich hörte, daß Ansoms Familie noch auf Terra weilte. Trotzdem war es ein furchtbarer Gedanke, daß Ansom ebenfalls sterben würde, wenn der Hyperimpuls den Zylinder in meinem Körper aktivieren würde. Voller Zuversicht begab sich dieser Mann auf eine unbekannte Welt, um ein Zuhause für seine Familie zu schaffen. Irgendwo auf der Erde wartete seine Frau auf die Nachricht, daß sie ihm folgen sollte.

Ich war entschlossen, Ansom zu retten. Ansom zog eine Flasche und ein Glas hinter der Theke hervor und schenkte mir ein.

„Wenn Sie wollen, können Sie uns besuchen, wenn wir unser Haus haben“, sagte er lächelnd.

„Trice ist eine wunderbare Köchin.“

„Sie sind ein anständiger Mensch, Mr. Ansom“, sagte ich. Das verwirrte ihn. Er verschüttete

etwas von seinem Getränk, als er aus Verlegenheit das Glas hob. Ich fragte mich, wie ich ein Mann werden konnte wie Ansom. War es Vorherbestimmung, daß die einen zufrieden lebten, während die anderen ein gehetztes Leben führten, unruhig und immer auf der Suche nach irgend etwas? War ich, Dunn Beynon, bereits bei meiner Geburt dazu ausersehen gewesen, Versicherungsschwindler und Strafgefangener in den Dolp-Werken zu werden? War es unumstößlich, daß ich den Tod nach Gelton brachte? Und wie war das mit Ansom? Hatte das Schicksal ihn von Anfang an als ehrlichen Familienvater bestimmt?

„Was werden Sie auf Gelton tun, Mr. Beynon?“ fragte Ansom.

Ursprünglich hatte ich geplant, im Labor der Regierung zu arbeiten. In den Dolp-Werken hatte ich Kenntnisse erworben, die mich dazu befähigen würden. Doch jetzt wußte ich nicht, was ich unternehmen würde. Mein erstes Ziel mußte sein, den Agenten in kurzer Zeit zu finden. Ich besaß noch genügend Geld, um einige Zeit ohne Arbeit auszukommen.

Ansom deutete mein Schweigen falsch.

„Wenn Sie sich noch nicht entschieden haben, können Sie sich mit mir zusammentun“, bot er mir an. „Ich komme aus dem Baufach. Ich bin Spezialist für Kühlhäuser und Restaurants.“ Er lächelte versonnen. „Auf Gelton soll es sehr heiß sein, habe ich mir sagen lassen. Ich könnte gut einen Helfer gebrauchen. Wir werden gut verdienen.“ „Ich werde darüber nachdenken“, versprach ich.

Er begeisterte sich an seiner Idee und fuhr fort, mir alle möglichen Einzelheiten von seinem Vorhaben zu berichten. Nach zwei Stunden trennten wir uns. Ansom äußerte, daß er müde sei und ging in seine Kabine.

Ich blieb im Aufenthaltsraum.

Als Delgaard Ruscon hereinkam, stellte er die Tonspule an. Leise Musik erfüllte den Raum. Der Junge kam hinter die Bar. Seine schlanken Hände hantierten mit Flaschen und Gläsern.

Zufällig fiel mein Blick auf den terranischen Kalender hinter der Bar.

Die Zahlen wanderten über dem weißen Untergrund dahin, bis sie sich zu einem neuen Datum formiert hatten.

Meine Hände ballten sich zu Fäusten.

Ich hatte aufgehört, mich über einen neuen Tag zu freuen.

### *31. Januar*

Die TEEKANNE führte nur kurze Transitionsprünge aus. Dadurch war der typische Entzerrungsschmerz kaum noch spürbar. Nur einmal während des Fluges gab es Aufregungen, als sich herausstellte, daß die TEEKANNE einen Sprung nach falschen Koordinaten ausgeführt hatte und fast dreieinhalb Lichtjahre über ihr Ziel hinausgeschossen war. Dellman, Buggsy und Ruscon beschuldigten sich gegenseitig, den Fehler begangen zu haben. Ich erfuhr durch Delgaard Ruscon von dem Zwischenfall.

Die Kurskorrektur wurde mit geringfügigem Zeitverlust ausgeführt.

Im Laufe des 31. Januar flog die TEEKANNE zwei weitere Sonnensysteme an, ohne jedoch zu landen. Ruscon steuerte sein Schiff in eine Umlaufbahn um die Planeten und schickte die vier Beiboote auf die Oberfläche hinab.

Ich nahm kaum etwas von diesen Manövern wahr. Ich hatte in der Schiffsbibliothek ein Buch über Autohypnose gefunden. Nachdem ich es zur Hälfte gelesen hatte, legte ich es weg.

Der Verfasser des Buchs setzte eine natürliche Begabung voraus, die ich nie besessen hatte.

Ich warf mich auf das Bett, und es gelang mir, kurze Zeit zu schlafen. Von unruhigen Träumen geplagt, schreckte ich immer wieder auf. An der Operationsnarbe hatte ich keine Schmerzen

mehr, doch in meinen Träumen erschien mir der Ara Lan-Mak, wie er mit einem Messer zwischen den Zähnen auf mich losging. Dourdy und Itch hielten mich fest, während im Hintergrund Leutnant Dellman abwechselnd mit Jill und Clarriss De Farton zu den Klängen geisterhafter Musik tanzte. Jedesmal, wenn ich erwachte, war ich in Schweiß gebadet.

Ich stand auf und ging in den Duschraum. Als ich von dort zurückkehrte, traf ich Delgaard Ruscon.

„Kann ich ein Schlafmittel bekommen?“ fragte ich ihn.

„Natürlich, Mr. Beynon“, sagte er eifrig.

Er brachte mir wenige Minuten später das Medikament in meine Kabine. Endlich konnte ich einschlafen. Als ich erwachte, waren sechs Stunden verstrichen. Ich fühlte mich etwas besser.

Ruscon hatte Essen auf den Tisch gestellt und sich zurückgezogen, ohne mich zu wecken. Wäre der Verband an meiner Taille nicht gewesen, ich hätte alles als einen bösen Traum empfunden.

Ich aß und zog mich an. Dann besuchte ich Ansom in seiner Kabine. Der Kolonist klappte das Buch zu, das er gelesen hatte und stand auf.

„Ich muß Sie etwas fragen, Mr. Ansom“, sagte ich.

„Nur zu“, ermunterte er mich.

„Die Frage wird Ihnen seltsam vorkommen“, sagte ich. „Stellen Sie sich vor, Sie wollten einem anderen Menschen eine Mitteilung machen. Sie können aber nicht zu ihm sprechen und vermögen ihm auch keine schriftliche Nachricht zu übermitteln. Wie bringen Sie Ihr Geheimnis an den Mann?“ Ansom starrte mich verblüfft an.

„Wollen Sie, daß ich jemand an Bord etwas von Ihnen ausrichte?“ fragte er nachdenklich.

„Nein, Sie verstehen mich falsch. Es ist bedeutungslos, wer die Nachricht erhält. Jeder kann der Empfänger sein. Die Übermittlung darf aber weder durch Sprache noch durch Schrift stattfinden.“ „Donnerwetter!“ entfuhr es Ansom. „Ist das ein Intelligenztest oder ein neues Spiel, Mr. Beynon?“ „Es ist bitterer Ernst“, sagte ich.

„Telepathie fällt wohl aus?“ meinte er.

„Ja“, sagte ich. „Paranormale Fähigkeiten können Sie streichen.“ Ansom dachte nach. Wir setzten uns. Ich störte den Kolonisten nicht.

„Was halten Sie von morsen?“ fragte er schließlich.

„Morsen?“ wiederholte ich.

Ansom reichte mir einen Schreibstift. „Lernen Sie das Morse-Alphabet und klopfen Sie Ihre Nachricht hier auf den Tisch.“ „Ich glaube, das könnte klappen“, sagte ich. „Woher bekomme ich ein Morse-Alphabet?“ „Versuchen Sie es bei Kapitän Ruscon“, schlug Ansom vor.

„Ich bin sofort wieder hier“, sagte ich und ließ ihn verwirrt zurück.

Ich hoffte verzweifelt, daß der Plan gelingen würde. Während ich mich dem Aufenthaltsraum näherte, wirbelten meine Gedanken durcheinander. Mein Herz schlug vor Erregung bis zum Hals. Gleichzeitig wuchs in mir die Furcht, daß ich abermals diese schrecklichen Schmerzen spüren würde.

Der Aufenthaltsraum war verlassen. Ohne Zögern durchquerte ich ihn und betrat jenen Teil des Schiffes, in dem Ruscon keine Passagiere sehen wollte. Ich gelangte in einen hell erleuchteten Gang. Bevor ich zehn Meter zurückgelegt hatte, stieß ich auf ein Mitglied der Besatzung. Der junge Mann musterte mich argwöhnisch.

„Sie sind doch einer der Passagiere“, stellte er fest.

„Ja“, sagte ich. „Ich bin Dunn Beynon.“ „Kehren Sie um, bevor der Alte Sie entdeckt“, empfahl er mir und verschwand in einen schmalen Seitengang.

Ich dachte nicht daran, seine Warnung zu beachten. Ganz in der Nähe hörte ich das Summen von Maschinen. Von irgendwoher kam Stimmengewirr. Entschlossen ging ich weiter, bis der Gang sich gabelte. Inmitten der Gabelung lag ein Antigrafschacht.

Ich hatte erfahren, daß die Zentrale im Deck unter den Passagierkabinen lag. Vor dem Antigravschacht machte ich halt. Die Schalter zur Bedienung des Schachts waren leicht zu finden, doch ich wußte nicht, welchen ich betätigen mußte, um ein Deck tiefer zu gelangen. Ich drückte die untere Taste. Ein Kontrollicht flammte auf. Ich zog ein Blatt Papier aus der Tasche und rollte es zu einem Kügelchen. Dann warf ich es in den Schacht. Es sank langsam nach unten. Befriedigt trat ich in den Schacht.

Im unteren Deck angekommen, gelangte ich in einen breiten Korridor, der von einer doppelten Reihe Lampen erhellt wurde. Ich legte fünfzig Meter zurück, ohne jemanden zu treffen.

Schließlich stand ich vor einer doppelten Tür, auf der eine Warntafel angebracht war.

Bevor ich die Aufschrift gelesen hatte, wurde die Tür aufgerissen und Kapitän Ruscon erschien brüllend und mit hochrotem Kopf auf dem Gang. Im ersten Augenblick sah er mich nicht.

„Wo ist Dellman?“ schrie Ruscon außer sich. „Holt sofort Leutnant Dellman in die Zentrale, damit er die Sache in Ordnung bringt. Ich will nicht warten, bis ...“, er stockte und riß die Augen auf. Ungläubig hob er den Arm und deutete mit ausgestrecktem Zeigefinger auf mich.

„Guten Tag, Kapitän“, sagte ich schnell. „Ich habe eine Bitte.“ Ich befürchtete, er würde einen Schlaganfall erleiden. Sein ohnehin gerötetes Gesicht verfärbte sich bis zur Unkenntlichkeit. Seine Adern schwollen an. Er brachte keinen Ton hervor.

„Dellman!“ krächzte er schließlich. „Wo ist Dellman?“ „Ich habe den Leutnant auf meinem Weg nicht getroffen“, sagte ich zu Ruscon.

„Meuterei!“ schrie Ruscon. „Wie können Sie es wagen, in diesen Teil des Schiffs einzudringen?“

„Ich benötige ein Morsealphabet“, setzte ich ihm auseinander.

Er wich vor mir zurück und betrachtete mich, als sei ich ein Irrer. Mein Verlangen mußte ihm so absurd erscheinen, daß er zu keiner Reaktion fähig war.

„Gehen Sie in die Zentrale“, sagte er mit zusammengebißenen Zähnen. „Gehen Sie zu Soutey, dem Funker. Vielleicht kann er Ihnen helfen.“ „Danke, Kapitän“, sagte ich hastig und ging an ihm vorbei.

Seine Stimme erreichte mich, als ich im Eingang zur Zentrale stand.

„Mr. Beynon!“ rief er.

„Ja, Kapitän?“ fragte ich, ohne zurückzublicken.

„Kommen Sie nie wieder in diesen Teil des Schiffs“, sagte er.

Diesmal sprach er vollkommen ruhig. Zum erstenmal spürte ich etwas von der natürlichen Kraft dieses Mannes, die ihn befähigte, Kommandant dieses Schiffs zu sein. „Nein, Kapitän“, versprach ich.

Die Männer innerhalb der Zentrale starrten mich an wie ein Wundertier. Ich beeilte mich, in die Funkkabine zu kommen. Soutey war ein kleiner Mann mit faltigem Gesicht. Er hörte mich eintreten und legte ein Buch mit Witzzeichnungen aus den Händen.

„Wie haben Sie das geschafft?“ wollte er wissen. Ich wußte, was er meinte, aber ich lächelte nur.

„Haben Sie ein Morsealphabet für mich?“ erkundigte ich mich.

„Was wollen Sie damit anfangen?“ „Ich bin Tierfänger“, log ich. „Auf Gelton werde ich im Dschungel auf die Jagd gehen. Es kann sein, daß ich ohne technische Hilfsmittel in Gefahr gerate. Dann ist es gut, das Morsealphabet zu beherrschen.“ Soutey blickte mich zweifelnd an.

„Es wird kaum noch benutzt“, wandte er ein. „Was nützt es Ihnen, wenn Sie es anwenden können, aber niemand Sie verstehen kann?“ „Auf Gelton ist es weithin verbreitet“, sagte ich. Er merkte, daß ich ihn belog, doch er drang nicht weiter in mich. Er zog ein schmales Heft aus einem Regal neben der Tür. Ich bedankte mich und versprach ihm, daß ich es über Ruscons Neffen zurückgeben würde. Dann verließ ich die Zentrale.

Ich erwartete, Ruscon zu treffen, doch der Kapitän war weder in der Zentrale noch im daran angrenzenden Zugang. Meine Finger umklammerten Souteys Heft. Meine ganze Hoffnung

konzentrierte sich auf den Inhalt des kleinen Bandes, eine Hoffnung, die sich bei ruhiger Überlegung schon in diesem Augenblick als absurd erwiesen hätte.

Doch mein Geist befand sich in Aufruhr. Ich glich einem gefangenen Tier, das von einer Ecke seines Käfigs in die andere taumelt, sich dabei den Kopf anstößt und doch in seinem Bemühen nicht nachläßt.

Ansom mußte etwas von meiner Verfassung spüren, als ich wieder in seine Kabine kam. Er fragte mich nicht, was ich in der Zentrale der TEEKANNE erlebt hatte. Schweigend schob er einen Stuhl zurück, damit ich mich setzen konnte.

Die nächsten Minuten verstrichen damit, daß ich das Morsealphabet studierte.

Dann griff ich nach Ansoms Schreibstift.

„Hören Sie zu, Mr. Ansom“, forderte ich.

Ich klopfte viermal kurz hintereinander auf den Tisch. Pause. Dann ein einzelner Ton. Pause.

Dann: *Kurz, lang, kurz, kurz.* Pause. *Kurz.* Pause. *Lang, kurz.*

„Helfen“, sagte Ansom ruhig. „Sie brauchen Hilfe, Mr. Beynon? Machen Sie weiter.“ Ich hob den Schreibstift, aber er berührte die Tischplatte nicht mehr. Ein stechender Schmerz raste meine Wirbelsäule bis ins Gehirn hinauf. Ich schrie auf und sprang vom Stuhl. Ansom wurde blaß und kam mit ausgestreckten Händen auf mich zu.

Zeige ihm die Operationsnarbe, dröhnte ein noch funktionierender Teil meines Verstands.

Ich wollte das Hemd aus der Hose zerren, doch der Schmerz wurde übermächtig und raubte mir fast den Atem. Ich wimmerte und stürzte aus der Kabine. Ansom folgte mir. Ich sank gegen die Wand und blieb schweratmend stehen.

„Ich hole Dellman“, sagte Ansom und schluckte mehrmals.

Schnell packte ich ihn am Arm. Es würde meinen Tod bedeuten, wenn ich untersucht wurde und man die Operationsstelle fand.

„Bleiben Sie, Mr. Ansom“, stieß ich hervor. „Es ist vorüber.“ „Sie sind krank“, sagte der Kolonist mitleidig.

„Es war ein Experiment“, sagte ich hastig. „Es hängt mit meinem Aufenthalt in den Dolp-Werken zusammen. Ich arbeitete dort an der Entwicklung geheimer Stoffe mit. Damit ich sie nicht verraten kann, hat man mir einen Hypnoblock mit in die Freiheit gegeben.“ Ich versuchte ihn anzulächeln. „Ich wollte feststellen, ob er noch funktioniert.“ „Das ist eine barbarische Methode“, ereiferte sich Ansom. „Die Öffentlichkeit müßte davon unterrichtet werden.“ „Um Himmels willen“, stöhnte ich. „Wollen Sie, daß mein sowieso schon berühmter Name noch mehr bekannt wird?“ Ansom senkte den Kopf. „Natürlich nicht.“ „Ich gehe jetzt in meine Kabine und werde ein wenig schlafen“, sagte ich zu ihm. „Ich danke Ihnen für Ihre Hilfe.“ „Sie können jederzeit zu mir kommen, wenn etwas nicht in Ordnung ist“, bot mir der Kolonist an.

Ich war froh, als ich meine Kabine erreichte. Der Anfall hatte mich völlig erschöpft. Mein Nacken schmerzte. Von meinem Magen dehnte sich ein Übelkeitsgefühl aus. Die Luft erschien mir stickig und unerträglich warm.

Müde sank ich aufs Bett. Bei dem Gedanken an Jill Governor lachte ich bitter auf. Diese Teufelin. Sie hatte mich in die Falle gelockt. Sie war daran schuld, daß ich den Tod in meinem Körper trug.

Minutenlang lag ich bewegungslos da. Endlich fühlte ich mich etwas besser. Ich trank einen Becher Wasser und kühlte meine Schläfen. In meiner Verzweiflung hatte ich bisher nur Fehler begangen. Wenn ich einen Ausweg aus meiner Lage finden wollte, mußte ich mich zu ruhiger Überlegung zwingen.

An Bord der TEEKANNE konnte ich nichts mehr unternehmen. Ich mußte warten, bis ich auf Gelton war. Dort mußte ich systematisch mit der Suche nach jenem Agenten beginnen, von dem Jill behauptet hatte, daß er den verhängnisvollen Impuls ausstrahlen würde.

Die Frage war nur, zu welchem Zeitpunkt der Impuls zu erwarten war.

Würde er mich erreichen, sobald ich den Landesteg der TEEKANNE hinabging, um meine neue Heimat zu betreten, oder würde er sich um Stunden oder Tage verzögern?

Ich trug den tausendfachen Tod in mir. Ich war zu einem wehrlosen Instrument einer Gruppe gewissenloser Verbrecher geworden. Wer waren die Hintermänner Itchs und Lan-Malcs? Was beabsichtigten sie?

Die Antwort darauf konnte ich nur auf Gelton finden.

Wenn man mir genügend Zeit dazu ließ ...

## *1. Februar*

### Gelton-City!

Eine Stadt, entstanden aus dem unbeugsamen Willen terranischer Pioniere, eine fremde Welt zu besiegen. Ausdruck des nie ermüdenden menschlichen Eroberungswillens. Gleichzeitig Beweis für das Bedürfnis der Menschheit, mit einem Stück Land verwurzelt zu sein. Nirgendwo lagen Macht und Ohnmacht der Menschheit so dicht beieinander wie in den Sternkolonien.

Vom oberen Ende des Landestegs bildete Gelton-City eine bunt zusammengewürfelte Serie von Häuserreihen, Fabrikhallen, freien Plätzen und riesigen Kuppeln.

Ich hörte, wie jemand neben mich trat.

„Unsere neue Heimat“, sagte Ansom. Seine Stimme klang ergriffen. Ich konnte offene Bewunderung für dieses Land heraushören, aber auch die unumstößliche Bereitschaft, um neuen Lebensraum zu kämpfen.

Vergeblich versuchte ich, etwas von seiner Stimmung auf mich einwirken zu lassen, etwas von jenem Gefühl stillen Stolzes, das ihn in diesem Augenblick beseelen mußte.

Für mich war die Stadt nur der Zufluchtsort eines Verbrechers, der bereit war, durch Ausstrahlen eines Hyperimpulses die gesamte Bevölkerung Geltons umzubringen. Unwillkürlich suchten meine Blicke die Stadt ab, als könnte ich Plätze entdecken, die für einen Schlupfwinkel in Frage kamen.

Gleichzeitig stieg Angst in mir auf.

Lauerte der Unbekannte schon irgendwo in einer Ecke, um den Impuls auszustrahlen, sobald die Passagiere den Landesteg hinabgingen?

„Hier werden wir leben“, sagte Ansom rauh.

„Und vielleicht auch sterben“, fügte ich hinzu.

„Natürlich“, erwiderte Ansom, der mich falsch verstanden hatte. „Ich werde Gelton nicht wieder verlassen.“ Ein junges Ehepaar kam an uns vorüber und ging den Landesteg hinab. Unten stand Leutnant Dellman und erwartete die Kolonisten. Drei Männer tauchten in der Schleuse auf. Sie stießen ein Triumphgeheul aus, als hätten sie einen Planeten aus purem Gold entdeckt, dann stürmten sie den Landesteg hinunter.

„Kommen Sie, Beynon“, forderte mich Ansom auf. „Es wird Zeit für uns.“ Dellman sah uns ernst entgegen. Er schüttelte Ansom die Hand und wünschte ihm viel Glück. Dann wandte er sich an mich.

„Möchten Sie Ihre Springer-Freundin nicht mitnehmen?“ erkundigte er sich lächelnd.

„Leben Sie wohl, Leutnant“, sagte ich.

Er hielt meine Hand fest.

„Jeder von uns trägt etwas mit sich herum, mit dem er fertig werden muß, Mr. Beynon“, sagte er leise.

Das Blut stieg mir ins Gesicht. Da begriff ich, daß er meine Vergangenheit gemeint hatte. Er wußte nichts von den Bakterien in meinem Körper. Wahrscheinlich war Dellman tatsächlich ein Leutnant. Er hatte in der Solaren Flotte gedient und war wegen eines Vergehens ausgestoßen worden. Deshalb verstand er mich.

Unmittelbar neben dem Landesteg hatte Zahlmeister Gurielford seinen Tisch aufgestellt. Auf Gelton war es warm und windstill, doch Gurielford hatte nicht auf seine Papierbeschwerer verzichtet.

Er übergab Ansom dessen Papiere und überreichte ihm ein Bild Ruscons mit handschriftlicher Widmung. Ansom bedankte sich und trat zur Seite um mir Platz zu machen.

Gurielford schaute auf.

„Sie sind der letzte“, sagte er.

Der Ärger, den er bei meinem Anblick empfand, war deutlich aus seiner Stimme herauszuhören. Er schien es als ein Verbrechen zu betrachten, mich für die Kolonie freizugeben.

Er sortierte seine Papiere und schob meine Akte über den Tisch.

„Geben Sie mir meine Papiere in die Hand“, sagte ich.

Mit einem Ruck kam er aus dem Stuhl hoch. Seine Augen glitzerten. Ansom versuchte mich wegzuziehen.

„Was wollen Sie eigentlich?“ schrie Gurielford.

„Ich habe beobachtet, daß Sie jedem Passagier die Akten in die Hand gaben“, sagte ich. „Sie bilden sich ein, daß Sie das bei mir nicht nötig haben.“ Gurielford kam um den Tisch herum.

„Sie verdammter ...“, begann er. Da war plötzlich Leutnant Dellman zwischen ihm und mir. Er schob Gurielford auf den Stuhl zurück, griff hinter sich und reichte mir die Papiere. Gurielford fluchte erbittert.

Ansom atmete erleichtert auf, als wir zusammen davongingen.

Der Raumhafen von Gelton-City bildete ein ausgedehntes Oval. Er verengte sich in Richtung auf die Stadt, so daß jeder, der von einem Raumschiff kam, einen nur etwas über hundert Meter breiten Abgang benutzen mußte. Die Sperren waren umfangreicher als auf Uvbe.

Ansom und ich gelangten zunächst an ein doppeltes Geländer. Robotposten hielten uns an. Wir mußten unsere Koffer und alle Papiere abgeben. Dann wurden wir in ein flaches Haus geführt.

Man brachte uns in ein einfaches Büro, wo uns ein korpulenter Mann empfing. Bis auf einen Haarkranz war er kahlköpfig.

Ein kleiner Oberlippenbart gab ihm ein strenges Aussehen. Er hatte kleine Augen, die flink hin- und herhuschten. In einer Hand hielt er ein Tuch, mit dem er sich in regelmäßigen Abständen den Schweiß von der Stirn wischte. Als der Roboter uns in das Büro schob, stand der Dicke ächzend auf.

„Entschuldigen Sie die scharfen Kontrollmaßnahmen“, sagte er. „Manche Leute glauben jedoch, daß sie alles mögliche in die Kolonie einschleppen können.“ Er wandte sich an Ansom.

„Name?“ fragte er. „Geburtsdatum und Grund Ihres Hierseins?“ Ansom gab ihm die gewünschte Auskunft. Der Beamte holte einen umfangreichen Schnellhefter von seinem Regal und blätterte darin herum. Schließlich seufzte er befriedigt, riß ein Blatt heraus und schob es Ansom über den Tisch.

„Wenden Sie sich nach der Kontrolle an diese Adresse“, sagte er. „Dort wird man sich um Sie kümmern, bis Sie sich eingelebt haben. Auf Gelton übernehmen erfahrene Kolonisten eine Art Patenschaft für Neuankömmlinge.“ Während der Kolonist sich mit uns beschäftigte, wurden wahrscheinlich unsere Koffer untersucht. Jetzt wurde mir klar, warum sich Itch und seine Hintermänner nicht darauf verlegt hatten, den Bakterienzylinder im Frachtgut oder im Gepäck eines Kolonisten nach Gelton zu schmuggeln. Bei der scharfen Untersuchung mußten sie damit rechnen, daß der Zylinder entdeckt wurde.



Nach Ansom bekam ich eine Adresse. Der Mann, der die Patenschaft für mich übernehmen wollte, hieß Ben Loosen. Ich fragte mich, ob er wußte, daß er einen ehemaligen Strafgefangenen bei sich aufnahm.

Der Dicke schickte uns in einen Nebenraum, wo man uns Papiere ausstellte. Wir mußten mehrere Unterschriften leisten, dann machte man Aufnahmen unserer Augennethaut.

Ansom ließ alles geduldig über sich ergehen, während ich immer unruhiger wurde. Jeder, der uns begegnete, konnte Itchs Agent sein, und damit der einzige Mann auf Gelton, der von meiner Mission wußte.

Endlich durften wir ins Büro des Dicken zurückkehren. Ein Roboter brachte unser Gepäck herein. „Es ist alles in Ordnung“, sagte der Beamte. „Sie sind jetzt vollwertige Bürger unserer Kolonie.“ Er gratulierte uns mit überschwenglichen Worten. Wir erhielten ein Buch mit der Geschichte Geltons.

Abschließend sagte der Dicke: „Sie sind gerade richtig gekommen, um die Feierlichkeiten anlässlich unserer Ernennung zur autarken Kolonie zu erleben.“ Er rieb sich die Hände. „Wir haben uns in den vergangenen dreißig Jahren bewährt und erhalten nun unsere Souveränität.“ Ich lächelte verzerrt. Gab es keine Möglichkeit, dem Beamten zu sagen, daß diese Feierlichkeiten in Gefahr waren?

„Am zwanzigsten Februar kommt Perry Rhodan nach Gelton, um die Formalitäten zu erledigen“, berichtete uns der Dicke.

Ein Schauer rann über meinen Rücken. Ich glaubte, am ganzen Körper zu zittern, während der Kolonist unentwegt weitersprach und dem begeisterten Ansom von den bevorstehenden Festtagen berichtete.

Das war es also, was Itch und seine Helfer vorhatten: sie wollten Rhodan umbringen. Das Attentat galt nicht der Kolonie, sondern dem Großadministrator.

Und ich war der Attentäter.

Am 20. Februar würde ein Hyperimpuls den Zylinder in meinem Körper aktivieren. Innerhalb weniger Augenblicke würde ich von tödlichen Bakterien verseucht sein. Ich würde alle Kolonisten mit der unheilbaren Seuche anstecken.

Einschließlich Perry Rhodan.

Wir hatten die Kontrollen hinter uns. Ansom war so aufgeregt, daß er nicht merkte, in welcher Verfassung ich mich befand. Er gebärdete sich wie ein Kind vor der Weihnachtsbescherung.

Ein Transportband brachte uns auf den freien Platz vor dem Raumhafen. Inmitten des Platzes hatte man dem Gründer der Kolonie ein Denkmal errichtet. Eine Reihe von Fahrzeugen parkte vor den Ausgängen des Raumhafens.

An einem lehnte ein Mann, der sich bei unserem Erscheinen glättend über die Haare strich und dann auf uns zukam. Er blickte mich an.

„Sind Sie Mr. Ansom?“ wollte er wissen.

„Das bin ich“, sagte Ansom eilfertig.

„Ich bin Jago Balbalis“, stellte sich der Mann vor.

„Ah“, machte Ansom grinsend. „Mein Patenonkel.“ Balbalis nahm Ansoms Koffer und schlug dem neuen Kolonisten freundschaftlich auf die Schulter.

„Vergessen Sie nicht, mich zu besuchen!“ rief mir Ansom noch zu, als er zusammen mit Balbalis davonging. Ich fragte mich, warum ich nicht abgeholt wurde. Etwas ratlos stand ich vor den Ausgängen und starrte über den freien Platz. Im Augenblick drohte mir keine Gefahr. Bis zum 20. Februar hatte ich Zeit, etwas gegen den Plan von Itchs Gruppe zu Unternehmen.

Ich hockte mich auf meinen Koffer. Eine Schar Tauben landete vor mir und suchte nach Futter. Fahrzeuge glitten vorüber. Niemand kümmerte sich um mich.

Gelton-City lag in einem riesigen Tal. Schräg hinter dem Raumhafen konnte ich die Berge sehen.

Die Sonne stand bereits ziemlich tief. Sie war größer und dunkler als Sol.

Die Kolonisten, die ich sah, waren sämtlich leicht bekleidet. Das Klima in dieser Zone war ausgesprochen tropisch. Man hatte mir gesagt, daß es so gut wie keinen Winter gab.

„Möchten Sie in die Stadt?“ riß mich eine Stimme aus meinen Gedanken. Auf der Straße vor mir hielt ein offener Wagen. Ein Mann mit nacktem Oberkörper saß darin. Er trug nur Shorts und einen Sonnenschutz. Er spürte mein Zögern.

„Ich habe Taxidienst“, sagte er. „Steigen Sie nur ein.“ Er war braungebrannt. Auf der Schulter hatte er ein großes Muttermal. Er öffnete die Tür und nahm mir den Koffer ab. Erleichtert ließ ich mich in den Sitz neben ihm sinken.

Er blickte mich von der Seite her an. „Neu hier, was?“ erkundigte er sich freundlich.

Ich gab ihm den Zettel mit der Adresse meines unbekannten Gönners.

„Fahren Sie mich bitte zu Ben Loosen“, sagte ich.

Eine Weile blickte er auf das Blatt, dann schob er den Sonnenschutz in den Nacken und begann dröhnend zu lachen.

„Stimmt etwas nicht?“ fragte ich ärgerlich.

Er kniff die Augen zusammen, als müßte er sich vor der tiefstehenden Sonne schützen. Tränen liefen über sein sonnenverbranntes Gesicht. Vor Vergnügen schlug er sich mit den Händen auf die Oberschenkel.

„Ben Loosen“, japste er. „Ben Loosen. Ich werde verrückt.“ Schweigend griff ich nach meinem Koffer und öffnete die Tür.

„Warten Sie!“ entschuldigte er sich. „Ich war im ersten Augenblick nur ein bißchen überrascht.“

„Was ist mit diesem Ben Loosen?“ erkundigte ich mich, während wir losfuhren.

„Das“, sagte er, mit Mühe einen Lachanfall unterdrückend, „finden Sie am besten selbst heraus.“

\*

Gelton-City war eine Stadt der Gegensätze. Zwar überwogen moderne und hohe Gebäude, aber es gab überall noch die typischen Pionierhäuser, wie ich sie schon in Rendmar auf Uvbe gesehen hatte. Die Hauptstraßen entsprachen neuzeitlichen Erfordernissen. Zum Teil gab es schon Transportbänder und überdachte Übergänge. Verschiedene Seitenstraßen jedoch waren noch unbefestigt.

Das Fabrikviertel lag außerhalb der Stadt. Ich sah kaum Geschäftshäuser.

Mein Fahrer erklärte mir das.

„Die meisten der Kolonisten sind Selbstversorger“, sagte er. „Es gibt kaum einen Mann, der nicht eigene Felder besitzt. Der Boden ist so fruchtbar, daß man sich um nichts zu kümmern braucht.“

„Ich habe gehört, daß es auf Gelton viele Tiere gibt und eine halbintelligente Eingeborenenrasse“, sagte ich.

Er nickte und zeigte auf zwei Männer auf der Straße. Beide hatten Pelze an ihren Gürteln hängen.

„Jäger“, sagte er. „Die Tiere laufen ihnen direkt vor die Waffen. Ein großer Teil des Pelzbedarfs innerhalb des Solaren Imperiums wird von Gelton gedeckt. Mit den Eingeborenen haben wir kaum Kontakt. Es sind Halbwilde, die in den Bergen hausen und sich kaum um uns kümmern. Es heißt, daß sich ihre Zahl nur auf wenige tausend beläuft.“

„Wird es bei weiterer Ausdehnung der Kolonie zu Zwischenfällen kommen?“ „Kaum“, sagte der Kolonist. „Das Kolonialamt auf Terra hat die Verhältnisse eingehend geprüft, bevor es Gelton zur Besiedlung freigab. Die Eingeborenen werden bald ausgestorben sein. Das hat nichts mit unserem Auftauchen auf dieser Welt zu tun. Sie sind degeneriert. Dagegen ist nichts zu machen.“

„Sicher kommen viele Vertreter nach Gelton?“ fragte ich.

„Ja“, sagte er. „Fast mit jedem Schiff treffen einige Händler ein.“ „Kennen Sie einen Mann

namens Governor?" fragte ich ihn. „Halley Governor?" Er verneinte. „Ich frage meine Fahrgäste nicht nach ihrem Namen." Ich verstand den Wink, gab aber meine Versuche, etwas von ihm zu erfahren, nicht auf.

„Governor ist ein kleiner Mann. Etwa fünfzig Jahre alt. Trägt farbige Umhänge." „Ja", sagte er widerwillig. „An einen solchen Mann kann ich mich erinnern. Er war schon oft in Gelton-City. Ich glaube, er hat ein Wappen auf jedem seiner Koffer." „Das ist Governor!" stieß ich erregt hervor. „Das Wappen zeigt zwei ineinander verschlungene Drachen unter einem G." „Das kann sein", gab der Fahrer mürrisch zurück.

„Haben Sie Governor während eines Aufenthalts schon gefahren?" „Zweimal", erwiderte der Kolonist.

„Können Sie mir sagen, wo der Vertreter verkehrte oder mit welchen Leuten er zusammentraf?" Er schlug mit beiden Händen gegen das Steuer.

„Wer sind Sie eigentlich?" fragte er heftig.

„Ein Schnüffler?" Ich packte ihn am Oberarm. Er war kräftiger als ich, doch daran dachte ich jetzt nicht. Er war meine einzige Chance, eine Spur des Agenten zu finden.

Er schüttelte wütend meinen Arm ab.

„Es geht um das Leben ...", begann ich. Im gleichen Augenblick wand ich mich vor Schmerzen auf dem Sitz. Ich spürte, wie der Fahrer ruckartig bremste. Mein Herz hämmerte ein rasendes Stakkato, und meine Lungen rangen nach Luft.

„Was ist los mit Ihnen?" fragte der Geltoner. „Soll ich Sie zu einem Arzt bringen?" Schwerfällig schüttelte ich den Kopf. Den Fahrer sah ich durch einen dichten Schleier. Dann erst klärte sich mein Blick. Ich sank in den Sitz zurück.

Der Kolonist betrachtete mich mitleidig. Ich mußte einen unschönen Anblick bieten.

„Anscheinend liegt Ihnen viel an diesem Governor", sagte er. „Ich weiß nur, daß er oft bei Langsy abstieg." Dankbar nickte ich ihm zu.

„Wo ist das?" „Fragen Sie Ben Loosen", schlug er vor. Er vergewisserte sich, daß ich wieder einigermaßen in Ordnung war und fuhr weiter. Langsy, wiederholte ich in Gedanken. Diesen Namen mußte ich mir merken. Als das Fahrzeug wieder anhielt, hatte ich mich gerade soweit erholt, um aufstehen zu können. Ich blickte zu dem Haus hinüber, vor dem wir angehalten hatten. Es war ein flaches Gebäude von giftgrüner Farbe. Es wirkte wie ein großer Schuppen. Eine Reihe bemalter Fenster unterbrach die grüne Außenfläche. Über der breiten Eingangstür hing ein einfaches Schild, auf dem mit Phosphorfarbe BEN LOOSEN geschrieben stand.

Der Fahrer stieg aus und öffnete mir die Tür. Er stellte den Koffer neben mich auf die Straße. Ich schloß einen Augenblick die Augen, um meine Benommenheit abzuschütteln.

„Wir sind da", sagte der Geltoner unnötigerweise.

Ich bezahlte und gab ihm ein großzügiges Trinkgeld. Er stützte beide Hände in die Hüften und blickte versonnen auf den Schuppen. Dann räusperte er sich und spuckte vor mir auf den Boden.

„Wundern Sie sich über nichts", sagte er.

Ruckartig wandte er sich ab und stieg in sein Fahrzeug. Ich beobachtete, wie er den Sonnenschutz ins Gesicht zog und dann mit hoher Geschwindigkeit davonraste.

Auf der anderen Straßenseite hatten die Kolonisten die Häuser dicht nebeneinander erbaut. Ben Loosens Gebäude jedoch stand einsam auf einer leichten Anhöhe. An einer Seite grenzte es an eine Straßeneinmündung, auf der anderen wuchs eine Gruppe hoher Bäume, die sich wie ein Zaun um den Schuppen zogen. Erst weitere fünfzig Meter nach den Bäumen schloß sich eine Lagerhalle an. Wohnhäuser gab es nur auf der anderen Straßenseite. Hinter Loosens Haus erkannte ich einen sauber angelegten Garten.

Langsam ging ich den leicht ansteigenden Weg zu Ben Loosens Haus hinauf. Das Gebäude machte einen stillen Eindruck. Niemand schien sich darin aufzuhalten. Es war nicht einfach, zu

entscheiden, ob es ein Wohnhaus oder ein Geschäftsgebäude war.

Inzwischen war die Sonne untergegangen. Schwärme von Insekten wirbelten in dichten Wolken über meinen Kopf. Neben dem Haus lag ein Hund faul im Sand und beobachtete mich aus halb geschlossenen Augen.

Vor der Tür blieb ich stehen. Es gab kein Hinweisschild, keine Sprechanlage und keine Glocke. Ich klopfte mit einem Fingerknöchel gegen die Tür. Nichts regte sich. Ben Loosen mußte doch wissen, daß die TEEKANNE gelandet war. Warum kümmerte er sich nicht um mich?

Als ich den Türgriff umklammerte, gab dieser nach. Die Tür war unverschlossen. Ich drückte sie auf und meine Blicke fielen in einen großen Raum mit Tischen und Stühlen. Im Hintergrund war eine Theke, über der eine Reihe roter Lampen brannten. Ein Mann stand dahinter und trocknete Gläser.

Ben Loosens Haus war ein Restaurant.

Der Mann beachtete mich nicht. Er stellte die trockenen Gläser in ein Regal, nachdem er sie prüfend gegen das Licht gehalten und nach Schmutzrändern untersucht hatte.

Erst, als ich unmittelbar vor der Theke stehen blieb und den Koffer auf den Boden setzte, schaute er mich an. Nie zuvor hatte mich jemand so desinteressiert angeblickt.

„Es ist noch geschlossen“, sagte er.

Ich zeigte mit dem Daumen zur Tür. „Es war offen“, sagte ich. „Ich bin Dunn Beynon.“ „Na, wenn schon“, sagte er. Damit schien die Angelegenheit für ihn erledigt zu sein. Er kümmerte sich nur noch um seine Gläser. Einige Zeit sah ich ihm zu.

„Sind Sie Ben Loosen?“ fragte ich schließlich.

Er hob die Augenbrauen. Er verschränkte die Arme und beugte sich weit über die Theke. In seinen Augen spiegelte sich das Licht der roten Lampen. Sein Blick glich dem eines Raubvogels.

„Fremd hier?“ knurrte er.

„Wir wollen ein Geschäft machen“, schlug ich vor. „Sie sagen mir, wo ich Ben Loosen finde, und ich erzähle Ihnen, woher ich komme.“ Sein Gesicht war so zernarbt wie die Oberfläche eines Felsens, der seit Jahrhunderten dem Sandsturm ausgesetzt ist. Winzige Äderchen traten darin hervor. Seine Lippen waren blutarme Striche und verliehen ihm ein grausames Aussehen.

„Shak!“ rief da eine Frauenstimme. „Er soll ‘reinkommen.“ Shak zog das Gläser Tuch von der Schulter und fuhr damit über die Theke. Hinter der Bar war eine schmale Tür, die in einen anderen Raum führte. Shak nickte in diese Richtung.

Ich ließ meinen Koffer stehen und ging hinter die Bar.

Das Zimmer, das ich jetzt sehen konnte, war nicht sehr groß, aber von peinlicher Sauberkeit. An einem Schreibtisch saß eine Frau. Sie trug eine Art Uniform. Ihre Haare waren kurz und schlohweiß. Verwirrt blieb ich im Eingang stehen.

Als sie aufstand, sah ich, daß sie sehr alt war, obwohl sie sich gerade hielt und ein entschlossener Zug um ihren Mund lag. Gegen ihre Blicke waren Shaks Augen harmlos.

„Ich hatte gehofft, daß Sie so aussehen würden“, sagte sie.

Ich mußte schlucken. Mein Gefühl, daß irgend etwas nicht stimmte, wurde zur Gewißheit.

„Wer sind Sie?“ fragte ich, mühsam meine Stimme beherrschend.

„Ben Loosen“, sagte sie.

\*

Ich hörte Shak an der Bar kichern. Dann ertönte das Klirren von Gläsern.

„Was ist?“ fragte die alte Frau. „Haben Sie die Sprache verloren?“

„Ben“, brachte ich hervor. „Ben ist ein Männername. Ich erwartete, einen Mann zu sehen.“ Ihre tiefliegenden Augen loderten. Ihre Uniformjacke war mit altmodischen, auf Hochglanz polierten

Knöpfen übersät. Direkt unterhalb ihres eingefallenen Mundes verlief eine häßliche Narbe.

„Schließen Sie die Tür!“ befahl sie.

Shak hustete enttäuscht, als ich die Tür zudrückte. *Wundern Sie sich über nichts*, hatte der Taxifahrer zu mir gesagt. Ein guter Rat. Nur war er unter diesen Umständen schwer zu befolgen.

Ben Loosen ließ sich wieder am Schreibtisch nieder. Ihr Verhalten wirkte militärisch. Sie schien gewohnt zu sein, daß man ihre Anordnungen befolgte.

„Vielen Dank, daß Sie mich aufnehmen, bis ich mich eingelebt habe“, fühlte ich mich verpflichtet zu sagen.

Sie ergriff ein Blatt Papier und zerriß es in kleine Fetzen. Ihre Hände waren knochig. Der Mittelfinger ihrer rechten Hand fehlte bis auf einen stummelähnlichen Ansatz vollkommen. Unvermittelt blickte sie auf. Ich senkte den Blick.

„Wenn Sie mich noch etwas länger beobachten, werden Sie feststellen, daß ich mich auf zwei Beinprothesen bewege“, sagte sie ironisch, aber ohne jede Bitterkeit.

„Entschuldigen Sie“, sagte ich.

„Vielen Dank! Entschuldigen Sie!“ stieß sie hervor. „Was sind Sie? Ein Waschlappen?“ „Was hatten Sie erwartet?“ Meine Verwirrung schlug in Ärger um.

„Einen Mann, der viel Geld verdienen will, Mr. Beynon“, erklärte sie. „Ich bin über Ihre Vergangenheit informiert. Niemand wollte die Patenschaft für Sie übernehmen, weil man auf Gelton weiß, daß Sie über zwei Jahre in den Dolp-Werken arbeiteten.“ „Suchen Sie einen Barmixer?“ fragte ich sarkastisch. „Eine Sensation, die Publikum in Ihr Lokal lockt?“ Sie gab zwei krächzende Töne von sich, aber erst, als sie ihr Gesicht verzog, merkte ich, daß sie lachte. Sie war abstoßend und faszinierend zugleich. Eine alte, herrische Frau, die von einer Aura des Geheimnisvollen umgeben wurde.

„Sie werden vier Wochen Standardzeit bei mir bleiben“, eröffnete sie mir. „Das entspricht etwa dreiundzwanzig Tagen geltonscher Zeitrechnung. Diese Zeit müssen wir beide nutzen, um einen unermesslichen Schatz zu bergen.“ Um Himmels willen, dachte ich. Sie ist verrückt.

„Sie haben den Vorteil, daß Sie sich vier Wochen unbeaufsichtigt innerhalb der Kolonie bewegen können“, fuhr sie fort. „Natürlich bedeutet das nicht, daß wir unter Aufsicht stehen. Trotzdem würden die Menschen anfangen zu fragen, wenn Shak oder ich für eine Woche aus der Stadt verschwinden würden. Es wäre zu riskant, wenn Shak oder ich die Sache in die Hand nehmen würden. Nur ein Neuling, der vier Wochen tun und lassen kann, was er will, kann noch untertauchen, ohne die Neugier der Kolonisten zu erwecken.“ „Worum geht es überhaupt?“ warf ich ein.

„Um einen Schatz“, sagte sie.

Für einen Augenblick vergaß ich meine Sorgen und lächelte.

„Wollen Sie, daß ich für Sie in den Bergen nach Gold grabe?“ Ich konnte das Knacken der Prothesen hören, als sie aufstand und zum Fenster ging. Eine Weile wandte sie mir stumm den Rücken zu. Sie sah aus wie ein alter Soldat, der von längst vergangenen Schlachten träumt.

„Ich habe nur einen Wunsch: einmal mein menschliches Elend zu vergessen“, sagte sie schließlich. „Glauben Sie wirklich, daß ich das mit Gold erreichen könnte?“ „Manche würden das glauben.“ „Nicht ich, Mr. Beynon. Ich habe lange über den Wert verschiedener Dinge nachgedacht, bis ich herausgefunden habe, was für den Menschen am wertvollsten sein kann.“

„Zu welchem Ergebnis sind Sie gekommen?“ Sie fuhr mit beiden Händen durch ihr schlohweißes Haar.

„Ist das nicht gleichgültig für Sie? Mr. Beynon, ich will Sie nicht auf Jagd nach Gold oder Diamanten schicken. Sie sollen für mich eine Pflanze holen.“

Ich nehme nicht an, daß ich in diesem Moment besonders geistreich ausgesehen habe. Ich konnte sie nur anblicken und darauf warten, daß sie weitersprach. Und das tat sie dann auch.

„Es gibt viele Jäger in der Kolonie“, berichtete sie. „Manche dringen tief ins Niemandsland vor. Ich weiß aus zuverlässiger Quelle, daß einige unserer Jäger die Eingeborenen beobachten, obwohl das verboten ist. Diese Männer haben unglaubliche Dinge berichtet.“ Sie kehrte zum Tisch zurück. „Die Eingeborenen feiern rituelle Orgien. Während dieser Feierlichkeiten stehen sie unter der Einwirkung eines Getränks, das aus dem Extrakt einer überaus seltenen Pflanze gewonnen wird.“ „Rauschgift!“ stieß ich hervor.

„Ich weiß es nicht“, sagte sie freimütig. „Verschiedene Jäger berichteten jedoch, daß die Eingeborenen unter Einfluß des Getränks unglaubliche Fähigkeiten erlangen.“ „Sie haben zweimal den richtigen Ausdruck gebraucht: unglaublich“, sagte ich. „Seit Menschengedenken haben Jäger tolle Geschichten erzählt. Vielleicht gibt es tatsächlich dieses Getränk. Wahrscheinlich ruft es einen Rauschzustand hervor. Die Jäger werden davon betrunken und sehen in ihrem umnebelten Geist Dinge, die überhaupt nicht existieren.“ „Ich erwarte nicht, daß Sie mir glauben, Mr. Beynon. Das ist auch nicht nötig. Sie sollen die Eingeborenen beobachten und mir die Pflanze beschaffen. Das ist alles. Jeder Jäger würde aus Angst um seine Lizenz einen solchen Auftrag ablehnen.“ „Ich lehne ihn auch ab“, sagte ich. „Ich habe meine eigenen Probleme.“

Sie setzte sich und stützte den Kopf in beide Hände. Ich ahnte, mit welcher Intensität sie sich ihren absurden Wunderglauben erhalten hatte. Gleichzeitig fühlte ich Mitleid mit ihr. Ich legte eine Hand auf ihre Schulter.

„Kennen Sie einen Mann mit dem Namen Langsy?“ fragte ich.

„Der Prediger!“ stieß sie verächtlich hervor. „Haben Sie Verbindung zu dieser Sekte?“ „Nein“, erwiderte ich wahrheitsgemäß. „Ich kenne jedoch einen Mann, der bei seinen Besuchen auf Gelton bei Langsy Quartier machte.“ „Ausgerechnet bei diesem Wucherer. Unter dem Deckmantel der Nächstenliebe kassiert er unverschämte Preise.“ Unwillkürlich verstärkte ich den Druck meiner Hand auf ihrer Schulter. Konnte Langsy der Mann sein, den ich suche?

„Wo kann ich Langsy finden?“ wollte ich wissen. „Ich muß mit ihm sprechen.“ Widerwillig sagte Ben Loosen: „Er besitzt ein großes Haus in der Nähe des Raumhafens. Jeder in der Stadt kann es Ihnen zeigen.“

Ich wandte mich zur Tür. „Ich werde Ihre Dienste nicht länger in Anspruch nehmen“, sagte ich. „Sicher sind Sie damit einverstanden, daß ich auf Ihre Hilfe während der ersten Wochen meines Hierseins verzichte.“ Sie nickte kaum merklich. Ich verließ den kleinen Raum. Shak war noch immer beim Gläserrocken. In seinen Blicken lag unverhüllter Haß. Wahrscheinlich hatte er gelauscht.

„Vergessen Sie nicht Ihren Koffer“, knurrte er.

Ich gab ihm keine Antwort. Meine Vergangenheit war mir bis nach Gelton gefolgt. Der einzige Mensch, der bereit war, mich zu unterstützen, tat das nur aus Egoismus. Zorn wallte in mir auf.

Laß sie doch alle zum Teufel gehen, dachte ich. Du bist ihnen nichts schuldig.

Hatte ich nicht zu Ich gesagt, daß mir Perry Rhodan gleichgültig war? Wurden die Dolp-Werke nicht von Rhodans Regierung legitimiert?

Ich schlug die Tür des Restaurants hinter mir zu. Die Abenddämmerung war hereingebrochen. Ich mußte mich nach einer Schlafgelegenheit umsehen.

Langsy hatte Zimmer zu vermieten. Und Langsy war der Mann, der Governor kannte.

## *2. Februar*

Am nächsten Morgen wurde ich von Langsy persönlich geweckt. Er war am vergangenen Abend

nicht in seinem Haus gewesen. Ein magerer Junge, der sich als Stellvertreter des Predigers ausgab, hatte mir ein Zimmer zugewiesen. Die Einrichtung war primitiv, das Fenster undicht und der Wasserabfluß verstopft.

Langsy kam herein, ohne anzuklopfen. Ich wußte sofort, wen ich vor mir hatte, denn er trug einen talarähnlichen Umhang und einen weißen Zylinder. Ohne mich zu beachten, ging er zum Fenster und riß es auf. Er war groß und dürr, der Hut wackelte bei jedem Schritt auf seinem Kopf.

Ich schwang die Beine aus dem Bett. Langsy hatte ein zum Kinn spitz zulaufendes Gesicht, klare blaue Augen, und er war ungefähr dreißig Jahre alt. Er machte weder einen würdigen noch einen gefährlichen Eindruck. Er sah bestenfalls lächerlich aus.

„Haben Sie das Frühstück bezahlt?“ fragte er mit schriller Stimme. Er blickte mich abschätzend an, als könnte man die Summe des mitgeführten Geldes am Gesicht eines Mannes ablesen.

„Das war meine erste Handlung in Ihrem feinen Haus“, machte ich ihm klar. „Ihr junger Stellvertreter hielt beide Hände weit offen, bevor er mich in dieses Zimmer führte.“ Langsy nahm den Zylinder ab und entblößte einen völlig kahlen Schädel. Das machte ihn um zehn Jahre älter.

„Wollen Sie mit mir zusammen singen?“ fragte er. „Oder sind Sie nur der materiellen Genüsse wegen in mein Haus gekommen?“

Je länger ich ihn betrachtete, desto unwahrscheinlicher erschien es mir, daß er der von mir gesuchte Mann war. Langsy war ein Spinner, eines der Originale, wie sie in allen Kolonien vorkommen. Trotzdem fühlte ich Mißtrauen in mir aufsteigen. War Langsys Gehabe vielleicht nur eine Maske? Ich beschloß, ihn unauffällig zu überprüfen.

„Ich bin nicht ohne Grund in Ihr Haus gekommen“, sagte ich.

Langsy stülpte den Zylinder mit einer unnachahmlichen Bewegung auf den Kopf. „Ich verleihe kein Geld. An niemand.“

„Führen Sie ein Gästebuch?“ erkundigte ich mich.

„Aber sicher“, sagte er. „Jeder muß sich eintragen, der in meinem Haus übernachtet.“ Dieses Gästebuch war eine praktische Einrichtung. Ich konnte es durchlesen und feststellen, wann Governor bei Langsy übernachtet hatte. Das würde mir ermöglichen, herauszufinden, mit welchen Leuten Governor in Langsys Haus zusammengewohnt hatte.

Langsy verließ das Zimmer. Gleich darauf kam der Junge und brachte das Frühstück. Es war ausgesprochen kümmerlich, daran konnte auch Langsys Behauptung, daß er materielle Genüsse zu bieten habe, nichts ändern. Als der Stellvertreter des Predigers zum zweitenmal erschien, hatte er das Gästebuch bei sich.

„Sie sollen sich eintragen“, sagte er. „Außerdem möchte Mr. Langsy wissen, wie lange Sie bei uns bleiben. Sie müssen bei längerem Aufenthalt in unserem Haus eine Vorauszahlung leisten.“

„Ich werde dem Prediger im Laufe des Tages Bescheid geben“, versprach ich.

Der magere Gehilfe des seltsamen Predigers verließ den Raum. Ich schlug das Gästebuch auf. Zu meiner Erleichterung war das Datum über den jeweiligen Namenseintragen in Standardzeit angegeben.

Ich blätterte zurück bis zum 3. Dezember. Da stieß ich auf den Namen Halley Governor. Ich war sicher, daß damals Governor den Agenten aufgesucht und ihm die nötigen Instruktionen gegeben hatte. Nur eines erschien mir unklar. Mit welchem Gerät wollten die Attentäter den Hyperimpuls auslösen? Bei der scharfen Kontrolle war es unmöglich, einen solchen Apparat einzuschmuggeln. In der Kolonie war man andererseits nicht in der Lage, solche Geräte zu bauen.

Ich ahnte, daß die Lösung dieser Frage in engem Zusammenhang mit dem Hauptproblem stand. Zum erstenmal jedoch bekam ich Zweifel, daß ich auf der richtigen Fährte war. Man hatte mich als lebende Bombe eingesetzt, weil es zu riskant war, den gefährlichen Zylinder im Gepäck oder Frachtgut nach Gelton zu bringen. Ein Strahlengerät, das den Hyperimpuls und damit das Verderben auslösen würde, mußte wesentlich größer als der Behälter sein, den ich bei mir trug.

Und doch deutete alles darauf hin, daß der Hyperimpuls am 20. Februar, dem Tag des Eintreffens von Perry Rhodan auf Gelton, ausgestrahlt werden konnte. Ich blätterte das Gästebuch bis zum 12. Juli zurück, bis ich wieder auf Governors Namen stieß. Dann klappte ich es zu. Der 3. Dezember war der entscheidende Tag. Damals, oder in den Tagen kurz nach diesem Datum, war Governor mit dem Agenten zusammengetroffen, um ihm entweder ein Gerät zu übermitteln oder ihm Instruktionen zu erteilen.

Halley Governor konnte mit unzähligen Menschen zusammengekommen sein. Das Ausmaß der Aufgabe, die ich mir gestellt hatte, wurde mir zum erstenmal richtig bewußt. Alles in allem war ich seit meiner Ankunft keinen Schritt vorangekommen.

Für einen Mann, der weiß, daß er in rund zwanzig Tagen sterben muß, war dies eine niederschmetternde Erkenntnis.

\*

Langsys Helfer kam wieder herein, um das Buch zu holen. Ich wußte nicht, wieviel Zeit inzwischen verstrichen war. Der Anblick des Jungen riß mich aus meinen düsteren Gedanken. Gleichzeitig kam ich auf eine Idee. Wenn Langsy in die Sache verwickelt war - der Junge wußte bestimmt nichts davon. Ein solches Risiko wäre Ich nie eingegangen.

„Wie heißt du?“ fragte ich, als er das Buch vom Tisch aufhob.

Seine Magerkeit und seine hungrigen Augen verdankte er wahrscheinlich Langsys Genüssen. Auch an seiner schäbigen Kleidung trug wahrscheinlich der Prediger die Schuld.

„Was sind Namen?“ fragte er traurig. „Nur die Einheit aller Seelen kann uns retten.“ „Die Seele, von der ich spreche, heißt Halley Governor“, sagte ich. „Kannst du dich an diesen Mann erinnern?“ „Ja“, sagte er. „Er war kein guter Mann. Er hatte einen bösen Blick. Langsy ist immer froh, wenn er das Haus wieder verläßt.“ „Haben der Prediger und Mr. Governor längere Gespräche miteinander geführt?“ „Ich glaube nicht“, kam die Antwort. „Tagsüber arbeite ich meistens auf Langsys Feldern, so daß ich nicht weiß, was er indessen tut.“ Ich sah den Jungen voll an.

„Weißt du, wo Mr. Governor sich aufhielt, wenn er nicht in Langsys Haus war?“ Er lächelte schüchtern.

„Ich erinnere mich, daß der Prediger oft zornig war, weil er wußte, daß Mr. Governor in Ben Loosens Bar verkehrte.“

Ich sprang auf. Der Junge wich erschrocken zurück.

„Ben Loosen ist eine Frau“, stotterte er. „Wir nennen sie nur Korporal, weil sie immer Uniformen trägt und ihre Angestellten anbrüllt. Ihre Bar hat einen schlechten Ruf. Langsy mag es nicht, wenn seine Gäste bei ihr verkehren.“ Ohne den Jungen noch länger zu beachten, holte ich meine Kleider aus dem Schrank. Halley Governor und Ben Loosen. Deutete nicht alles darauf hin, daß die alte Frau den Hyperimpuls ausstrahlen würde, wenn die Zeit gekommen war?

„Ziehen Sie aus?“ fragte der Junge verwirrt.

„Ja“, sagte ich. „Grüße Langsy von mir.“

\*

Shak stand auf einer Leiter vor der Tür und polierte die Scheiben, als ich den Weg zu Ben Loosens Restaurant hinaufging. Er hörte das Knirschen meiner Schritte im Sand und schaute zu mir herüber. Nachdem er mich einen Augenblick angestarrt hatte, hängte er das Poliertuch über die oberste Sprosse und schüttelte den Kopf. „Na?“ machte er.



„Ist sie da?“ fragte ich knapp.

Er blickte anzüglich auf meinen Koffer. Sein Raubvogelgesicht verzog sich zu einem böartigen Grinsen.

„Hat Langsy Sie rausgeworfen?“ Ich beachtete ihn nicht länger und ging geduckt unter der Leiter durch. Da fühlte ich, wie er das Tuch um meinen Hals schlang.

„Niemand geht zu ihr, wenn sie es nicht will“, murmelte er drohend.

Beinahe spielerisch zog er an den Zipfeln des Tuchs. Ich stellte meinen Koffer auf den Boden.

„Lassen Sie mich durch, Shak“, sagte ich.

Er tumte von der schwankenden Leiter, ohne das Tuch loszulassen. Ich rammte ihm einen Ellenbogen in den Leib. Er schnappte nach Luft und taumelte zurück. Ich mußte ihm folgen, weil er verzweifelt das Tuch festhielt. Mit einem heftigen Ruck wollte er mir die Luft abschnüren, doch ich hatte diese Reaktion erwartet und gab sofort mit meinem Oberkörper nach. Das verschaffte mir genügend Luft, so daß ich mich umdrehen konnte.

Shaks Falkenaugen leuchteten. Er führte einen böartigen Tritt gegen mich. Als ich instinktiv auswich, zog er das Tuch zusammen. Wir wurden gegen die Leiter geworfen und stürzten zu Boden. Shak zog das Tuch noch enger. Ich bekam kaum noch Luft. Er lag auf mir und stemmte beide Beine gegen die Tür.

In diesem Augenblick kam Ben Loosen heraus. Sie verschränkte die Arme über der Brust und sah zu, wie Shak mir den Hals zuschnürte.

„Das genügt“, sagte sie schließlich.

Widerwillig ließ Shak von mir ab. Ich rieb mit beiden Händen meinen schmerzenden Hals und erhob mich.

„Was wollen Sie?“ fragte die alte Frau.

„Ich habe nachgedacht“, sagte ich krächzend. „Ich werde Ihnen die Pflanze beschaffen, Korporal.“ „Ändern Sie immer so schnell Ihre Meinung?“ wollte sie wissen.

„Er taugt nichts“, bemerkte Shak verächtlich. „Er ist ein Blender.“ „Er hat einen Grund, daß er zurückkommt“, stellte sie fest. „Und er will ihn nicht sagen.“

Sie nickte mir zu. „Gehen wir hinein, Mr. Beynon.“ Ich folgte ihr in das Restaurant. An der Theke blieb sie stehen. Sie holte eine Flasche aus dem Eisschrank und goß zwei Gläser voll. Ich konnte Shak vor der Tür rumoren hören.

Ben Loosen hob ihr Glas. Ihr altes, schlaffes Gesicht belebte sich.

„Auf unsere Partnerschaft“, sagte sie.

Ich blickte sie zweifelnd an. Dann tranken wir zusammen aus. Ich bekam einen Hustenanfall. In den Dolp-Werken hatten sich die Strafarbeiter heimlich Alkohol destilliert, den ich bisher für den stärksten innerhalb des Solaren Imperiums gehalten hatte. Nun mußte ich feststellen, daß es hier, in der Plejaden-Gruppe, rund fünfhundert Lichtjahre von Terra entfernt, noch eine schlimmere Sorte gab.

„Sie werden einige Tage Zeit haben, sich um Ihre Ausrüstung zu kümmern“, sagte sie. „Das nötige Geld erhalten Sie von mir. Ich werde Ihnen genau erzählen, was Sie tun müssen.“

„Kennen Sie Halley Governor?“ fragte ich unverhofft.

Ihr Kopf flog herum. Sie stieß mit dem Arm ihr Glas von der Theke.

„Ja!“ zischte sie. „Dieses niederträchtige Scheusal ist mir bekannt. Was ist mit ihm?“ Spielte sie Theater oder war ihr Haß echt? Ich hatte sie überrumpelt. Gleichzeitig fragte ich mich, ob sich eine Frau wie Ben Loosen hätte überrumpeln lassen, wenn sie tatsächlich Itchs Agentin war. Shak fiel mir ein. War er der Gesuchte? Wußte Ben Loosen nichts von jenem teuflischen Attentat, das für den 20. Februar geplant war?

„Ich traf ihn an Bord der TEEKANNE“, sagte ich. „Er erzählte mir von Ihrem Restaurant.“

„Wollen wir unsere Partnerschaft mit einer Lüge beginnen, Mr. Beynon?“ fragte sie. Sie hatte

ihre Fassung wiedergewonnen. „Halley Governor würde nie von meinem Lokal erzählen, wenn er mich dadurch nicht schädigen könnte.“ „Gehört er nicht zu Ihren Stammgästen, wenn er sich in Gelton-City aufhält?“ „Na, und?“ Sie hob die schmalen Schultern. „Er trifft sich hier mit vielen Leuten. Solange er sich anständig benimmt, darf ich ihn nicht hinauswerfen.“

„Was haben Sie gegen ihn?“ Sie blickte mich scharf an. „Gehören Sie zu seiner Gruppe?“ Sie verneinte ihre eigene Frage durch energisches Kopfschütteln. „Unsinn. Ich habe Ihre Akte gelesen. Sie sind ein Einzelgänger, Mr. Beynon. Nicht aber Halley Governor. Er ist bestrebt, aus politischer Zwietracht Kapital zu schlagen. Wenn er daran verdienen könnte, würde er seinen eigenen Heimatplaneten verkaufen.“ „An wen?“ „An die Akonen. Ich habe ihn im Verdacht, daß er Verbindung mit Agenten des Blauen Systems hat.“

Ich glaubte ihr jedes Wort. Endlich wußte ich, wer die Hintermänner von Itchs Gruppe waren. Die Akonen. Die Stammväter der Arkoniden konnten die vernichtenden Niederlagen nicht vergessen, die ihnen Perry Rhodan beigebracht hatte.

Immer wieder hatten sie versucht, sich zu rächen. Kurz vor meiner Geburt hatten sie ihre letzte große Raumschlacht innerhalb des Simban-Sektors verloren, nachdem es ihnen gelungen war, einen terranischen Verband in den Hinterhalt zu locken.

Seither arbeiteten sie im Untergrund. Ihre Agenten und Spitzel hielten sich auf fast allen Planeten auf. Sie fanden überall Bundesgenossen, die den Terranern im allgemeinen und Perry Rhodan im besonderen nicht wohlgesinnt waren. Terra hatte viele Feinde. Vor allem unter den Antis, den Springern, den Aras und auch unter den Arkoniden.

Was den Arkonen in offener Schlacht nicht gelungen war, versuchten sie nun durch ein schmutziges Attentat: Sie wollten Rhodan töten.

Sie besaßen eine neue Waffe: Dunn Beynon, den Attentäter.

„Haben Sie die Sprache verloren, Mr. Beynon?“ wollte Ben Loosen wissen.

„Alles, was Sie über Governor sagten, scheint zu stimmen“, erklärte ich. „Mit welchen Leuten traf er sich in Ihrem Lokal?“ „Mit vielen. Er hat einflußreiche Freunde in der Stadt. Aber er kennt auch Jäger, Arbeiter und Bauern. Er ist ein vorsichtiger Mann. Ich konnte nie herausfinden, ob er einen Kontaktmann in Gelton-City hat. Er verkehrt mit vielen Männern, so daß es unmöglich ist, alle zu kontrollieren.“ Das war eine niederschmetternde Nachricht. Wenn Ben Loosen nicht log, dann konnte ich die Suche nach dem Agenten jetzt schon aufgeben. Wenn es dieser Frau nie gelungen war, Governor etwas nachzuweisen, wie sollte ich dann Erfolg haben?

Sie schien meine Niedergeschlagenheit zu spüren.

„Hatten Sie Ärger mit Governor?“ fragte sie.

„Ja“, sagte ich. „Er hat mich in die...“, wie glühendes Eisen wütete der Schmerz in meinem Rücken. Ich gab einen gurgelnden Laut von mir, während Ben Loosen entsetzt aufschrie. Mein Kopf dröhnte wie ein riesiger Gong, und ich war unfähig, einen klaren Gedanken zu fassen. Mit beiden Fäusten preßte ich meine Ohren zu.

Shak kam hereingestürmt.

„Schnell!“ stieß Ben Loosen hervor. „Trage ihn in mein Zimmer.“ Ihre Stimme rettete mich vor dem Wahnsinn. Die Schmerzen klangen ab. Kalter Schweiß bedeckte mein Gesicht. Ich zitterte vor hilfloser Schwäche.

„Er hat einen Koller“, sagte Shak geringschätzig. „Er kann die Hitze nicht vertragen. Sehen Sie zu, daß Sie ihn loswerden, Korporal.“ Er wollte mich stützen, aber ich stieß ihn zurück.

„Es geht schon“, murmelte ich. „Es wird gleich vorüber sein.“ „Haben Sie das oft?“ wollte Ben Loosen wissen.

„Ich gehe wieder ‘raus“, verkündete Shak grinsend.

Pfeifend schritt er davon. Das Poliertuch hing über seiner Schulter.

Ich sagte: „Ein übler Bursche, dieser Shak.“ „Wir wollen von Halley Governor sprechen“, lenkte

sie ab. „Was hat er mit Ihnen gemacht?“ „Er hat mich in die Dolp-Werke gebracht“, log ich. „Er ist an allem schuld. Die Versicherungssache war seine Idee. Er hat mir geholfen, im Bundesstaat Afrika unterzutauchen, nachdem meine auf den Namen Sessinger ausgestellten Papiere neben einer unkenntlichen Leiche gefunden wurden. Er gab sich als mein letzter Verwandter aus und kassierte für mich die Versicherungssumme.“ Sie schaute mich zweifelnd an.

„Das klingt nicht nach Governor“, meinte sie. „Mit solchen Kleinigkeiten gibt er sich nicht ab.“ Natürlich hatte sie recht. Governor war kein plumper Schwindler. Er war ein gefährlicher Mörder, der nicht davor zurückschreckte, den Tod von siebentausend Kolonisten in die Wege zu leiten.

Zu meiner Erleichterung wandte sie sich einem anderen Thema zu.

„Ich habe ausführliche Berichte verschiedener Jäger in meinem privaten Archiv“, verkündete sie. „Ich habe mir alles aufgeschrieben, was ich von diesen Männern erfuhr.“ Ich mußte ein grimmiges Lachen unterdrücken. Da standen wir beide mit unseren Problemen, und jeder hoffte, daß der andere ihm irgendwie helfen könnte. Was würde es Ben Loosen nützen, wenn ich die Wunderpflanze wirklich fand? Keine Pflanze des Universums konnte den Tod von ihr fernhalten, wenn es soweit war, daß der Hyperimpuls ausgestrahlt wurde..

In diesem Augenblick faßte ich den Entschluß, in den Bergen den Tod zu suchen. Sterben mußte ich auf jeden Fall. Warum sollte ich Perry Rhodan und die Kolonisten mit in den Tod nehmen?

An mir lag es, ob siebentausend Menschen leben oder sterben würden. An mir und an meiner Fähigkeit, einen Ausweg zu finden.

## *6. Februar*

Drei Tage lang war ich ein mehr oder weniger aufmerksamer Zuhörer Ben Loosens gewesen. Drei Tage lang hatte ich zusammen mit der alten Frau und Shak meine Ausrüstung zusammengestellt.

An diesem Morgen weckte mich Ben Loosen sehr früh. Die Sonne war noch nicht aufgegangen. Ben Loosen hatte drei Zimmer. Mich hatte sie in den Aufenthaltsraum einquartiert. Shak ignorierte mich soweit ihm das möglich war. Oft ertappte ich ihn dabei, daß er mich mit bösen Blicken beobachtete. Der einzige, der echte Freundschaft mit mir geschlossen hatte, war Ben Loosens alter Hund. Es war ein stolzes, eigenartiges Tier, das seine Zuneigung nur verhalten bekundete, aber keine Gelegenheit verstreichen ließ, in meiner Nähe zu sein. Ich nannte ihn Oberst. Ben Loosen rief ihn Lorty, und Shak sagte Miststück zu ihm.

Da Ben Loosens Restaurant nur am späten Abend geöffnet wurde, hatte sie fast immer Zeit, sich mit mir über die Eingeborenen Geltons zu unterhalten. Ich fand nie heraus, was Shak von der Sache hielt. Er war Ben Loosen auf seltsame Art ergeben. Er fügte sich jeder Anordnung widerspruchslos. Das war sicher der einzige Grund, warum sie sich nicht von ihm trennte.

„Wenn Sie sich beeilen, können Sie am 15. Februar wieder aus den Bergen zurück sein“, sagte Ben Loosen, während ich aufstand. „In zwei Tagen haben Sie die Lager der Eingeborenen erreicht. Einige Tage werden Sie brauchen, um an die Pflanze heranzukommen. Dann können Sie den Rückweg antreten.“ Ich verschwieg ihr, daß ich nicht die Absicht hatte, solange in den Bergen zu bleiben. Wenn es mir nicht gelang, in der Wildnis eine endgültige Lösung meines Problems herbeizuführen, mußte ich unverzüglich nach Gelton-City zurückkehren, um im letzten Augenblick irgend etwas zu unternehmen.

Ben Loosen verließ das Zimmer. Ihre Erregung war unverkennbar. Im stillen schien sie bereits damit zu rechnen, daß sie die Pflanze bekommen würde.

Oberst hatte die Gelegenheit benutzt, um ins Zimmer zu schlüpfen. Sein zottiges Fell schleifte fast auf dem Boden. Er hockte sich vor mir auf die Hinterbeine und wartete darauf, daß ich seine Ohren kralte. Er zeigte diese Erwartung durch nichts, aber es war ein stilles Abkommen zwischen uns, das seit vorgestern bestand, und das ich auch einhielt.

Ich bückte mich und ergriff seine Ohren. Oberst senkte den Kopf und hielt ganz still. Ein kaum hörbares Grollen kam aus seiner Brust.

Das war alles, wozu er sich hinreißen ließ.

Als ich angezogen und gewaschen war, kam Ben Loosen wieder herein. Sie jagte den Hund aus dem Zimmer, Vor Nervosität rieb sie ihre Hände. Das Fahrzeug, mit dem ich fahren würde, stand vollgepackt hinter dem Schuppen, Es war ein Allzweckwagen, der vor allem für unwegsame Bergwege gedacht war.

Sogar ein Zelt gehörte zu meiner Ausrüstung. Eine Waffe hatte ich zu meinem Bedauern nicht erhalten. Um keinen Verdacht zu erwecken, fragte ich nicht danach.

„Beeilen Sie sich“, drängte sie. „Sie müssen aus der Stadt sein, bevor die Kolonisten erwachen.“ Sie hatte mir eine Karte gezeichnet und meinen Weg genau eingetragen. Ihr gesamtes Wissen beruhte auf Geschichten der Jäger. Sie hatte eine halbe Wissenschaft aus diesen Geschichten gemacht. Ich stand ihrer Zeichnung ebenso skeptisch gegenüber wie den Erzählungen von Männern, die ich noch nie gesehen hatte.

„Was ist, wenn ich keinen Erfolg habe?“ fragte ich sie, „Daran dürfen Sie nicht denken“, stieß sie heftig hervor, „Kehren Sie erst dann um, wenn Sie haben, was Sie suchen.“ In ihren Augen glühte Fanatismus. Zum erstenmal sah ich, wie sie wirklich war: eine alte, gierige Frau, die vor nichts zurückschrecken würde, um ihren Willen durchzusetzen. Wahrhaftig, Shak und sie waren ein feines Gespann.

Shak kam herein. Er musterte mich mit abfälligen Blicken, dann wandte er sich der Frau zu.

„Draußen ist alles fertig. Er kann losfahren.“ Er hatte sich angewöhnt, mich nicht direkt anzusprechen. Sein Haß auf mich mußte groß sein. Offenbar hielt er mich für einen Eindringling. Beide warteten darauf, daß ich gehen würde. Ich lachte ironisch.

„Was wißt ihr schon, worum es überhaupt geht!“ schrie ich sie an. „Um Shaks Eifersucht? Um Ihre Wunderpflanze, Ben Loosen? Oh, nein!“ „Er spinnt“, erklärte Shak trocken. „Wenn Sie es wünschen, werde ich ihn ‘rauswerfen, Korporal.“ Sie schüttelte stumm den Kopf. Ich wandte mich ruckartig ab und verließ den Raum. Dicht hinter mir folgten Shak und Ben Loosen.

Als ich ins Freie kam, lag die Stadt noch im Halbdunkel des beginnenden Tags. Es herrschte vollkommene Stille. Nur der keuchende Atem der alten Frau war zu hören. Zusammen gingen wir hinter das Haus. Ich kletterte in das vollgepackte Fahrzeug. Oberst erschien und sprang hinten auf. Shak wollte ihn herunterheben, doch der Hund biß nach ihm.

„Lorty!“ rief Ben Loosen.

Das Tier knurrte enttäuscht und kauerte sich auf meine Ausrüstung.

„Verschwinde, alter Junge“, sagte ich. Ich mußte ihm einen leichten Schubs geben, damit er aus dem Wagen sprang.

Ich ließ den Motor an.

Ben Loosen kam neben das Fahrzeug. Ihre Gestalt wirkte zerbrechlich. Mitleid stieg wieder in mir auf.

„Was immer Sie sagen wollen“, murmelte ich, „es wird nichts mehr an der Art und Weise ändern, wie ich meine Aufgabe auszuführen beabsichtige.“ „Er soll zum Teufel gehen, Korporal“, sagte Shak.

Sie wandte sich schweigend ab. Ich wendete den Wagen und fuhr die Anhöhe bis auf die Straße hinunter. Als ich zurückblickte, sah ich die Silhouetten der beiden Kolonisten gegen den heller werdenden Morgenhimmel.

Die Straße lag verlassen vor mir. Ich beschleunigte, und gleich darauf war Ben Loosens Haus aus meinem Blickfeld verschwunden.

Dunn Beynon, der selbst ein Wunder dringend benötigt hätte, war unterwegs, um es für andere zu vollbringen.

\*

Als es vollkommen hell geworden war, hielt ich an und stieg aus dem Wagen. Gelton-City lag weiter unter mir im Tal. Von hier oben sah die Stadt klein aus, beinahe wie ein natürliches Mosaik. Die riesigen Felder waren kreisförmig um die Stadt gruppiert. Die Kuppeln glänzten im Licht der Morgensonne.

An verschiedenen Stellen stieg Rauch auf.

Auf meiner Fahrt war ich keinem Kolonisten begegnet. Die Wasserversorgungsanlage, die ich vor wenigen Minuten passiert hatte, war ebenfalls unbesetzt gewesen. Ohne Fernglas war ich für die Kolonisten in der Stadt nicht sichtbar. Nur ein Jäger konnte mich aufspüren, doch das war nach Ben Loosens Worten ziemlich unmöglich, da diese Männer nur in der Stadt Gesellschaft suchten, sonst aber anderen Menschen aus dem Wege gingen.

Ich hockte mich auf einen Stein und starrte auf die Stadt hinab, deren Einwohner durch mich gefährdet waren. Meine Blicke glitten weiter und blieben schließlich an der weiten Fläche des Raumhafens haften. Kein einziges Schiff stand dort. Vor dem 20. Februar würde auch keines mehr landen.

Nichtsahnend würde Perry Rhodan dem Verderben entgegenfliegen.

Ich stand auf und ging zum Wagen zurück. Bisher hatte ich mit dem Fahrzeug keine Schwierigkeiten gehabt. Die großen, einzeln aufgehängten Räder vermochten jedes Hindernis zu überwinden. Im allgemeinen bot der Wagen Platz für zwei Personen, doch Ben Loosen hatte bis auf den Fahrersitz alles mit Ausrüstungsgegenständen vollgestopft.

Ich zog die Zeichnung hervor, die ich von der alten Frau erhalten hatte. Zu meiner Überraschung hatte ich mich bisher gut danach orientieren können.

Unter dem Fahrersitz lag eine zweite Zeichnung. Ben Loosen hatte sie persönlich angefertigt. Das farbige Bild zeigte die Pflanze, von der sich die Besitzerin des Restaurants Hilfe versprach. Die alte Dame war keine perfekte Malerin, doch die Zeichnung war gut genug, um mich die Pflanze erkennen zu lassen, wenn ich sie jemals sehen sollte.

Ich stieg wieder ein und fuhr los. Die ausgezeichnete Federung des Wagens fing alle harten Stöße ab. Das Dröhnen des Motors klang durch die klare Morgenluft. Von Ben Loosen wußte ich, daß ich auf dieser Seite der Berge nicht auf Eingeborene stoßen würde. Die Jäger hatten berichtet, daß sich diese geheimnisvollen Wesen in den Wäldern an den Berghängen jenseits der Gipfel aufhielten. Sie mußten sehr scheu sein und jeden Kontakt meiden.

In der Nähe einer steil abfallenden Schlucht hielt ich an. Hier bot sich eine Gelegenheit, alle Probleme mit einem Schlag zu lösen. Ein heftiger Tritt gegen den Beschleunigungshebel, und Dunn Beynon würde mit dem Wagen in die Tiefe stürzen. Ich verließ das Fahrzeug und ging bis zum Rand der Schlucht. Sie war fast fünfzig Meter tief. Auch ein Sturz ohne den Wagen wäre tödlich gewesen. Ich grub die Hände in die Jackentasche. Unentschlossen stand ich auf einem Felsen, der nur zwei Meter vom tödlichen Abgrund entfernt lag.

Spring doch! Der Gedanke schoß durch meinen Kopf.

Meine Kehle war wie ausgetrocknet. Schwindelgefühl ergriff mich. Ich torkelte von dem Felsen herunter, bis dicht vor die Schlucht. Schweißgebadet und am ganzen Körper zitternd, machte ich halt.

Obwohl es mir vollkommen klar war, daß ich auf jeden Fall sterben würde, vermochte ich den

entscheidenden Sprung nicht zu tun. „Feigling!“ schrie ich.

Aus der Tiefe der Schlucht kam meine Stimme als Echo zurück, bis das ganze Gebirge in meinen Ohren dröhnte: *Feigling! Feigling! Feigling!*

Es war jedoch nicht nur die Angst vor dem Tod, die mich zurückhielt. Noch immer hatte ich die Hoffnung, einen Ausweg zu finden. Auf meinem Rückweg würde ich wieder an dieser Schlucht vorbeikommen. Dann, so entschloß ich mich, wollte ich es erneut versuchen, die Kolonie und Perry Rhodan durch meinen Selbstmord zu retten. Als ich zum Wagen zurückkehrte, erfüllte mich tiefe Resignation. Eine Stunde verstrich, während der ich untätig im Sitz kauerte. Zum erstenmal in meinem Leben machte ich mir Gedanken über den Großadministrator. Bisher hatte ich Rhodan im stillen um seinen Zellaktivator beneidet, der ihm relative Unsterblichkeit verlieh.

Inzwischen hatte sich mein Verhältnis zu Rhodan grundlegend verändert, obwohl ich nicht mit ihm zusammengekommen war. Man hatte mich dazu ausersehen, Rhodans Mörder zu werden. Allein durch meine Anwesenheit während seiner Ankunft würde ich siebentausend Menschen den Tod bringen. Das alles erschien mir unwirklich; ich hatte das Gefühl, einen Alptraum zu erleben.

Ich ließ den Motor anspringen und fuhr an der Schlucht vorbei. Steine wurden von den Rädern zermalmt, Felsbrocken polterten in die Tiefe. Die Sonne stieg höher, und die Luft erwärmte sich. Auf Ben Loosens Karte war die Schlucht eingezeichnet. Nach den Angaben der Jäger mußte ich in ihrer unmittelbaren Nähe bleiben, um durch einen schmalen Einschnitt auf die andere Seite des Gebirgszuges zu gelangen. Nachdem ich fünf weitere Meilen zurückgelegt hatte, türmten sich zu beiden Seiten die Steilhänge auf, so daß ich Gelton-City nicht mehr sehen konnte.

Gelton-City war die einzige Stadt der Kolonie. Es gab zwar noch einige Stationen in anderen Gegenden, doch diese waren nur von Robotern besetzt. Ben Loosen hatte gesagt, daß es hier oben eine meteorologische Station gab. Mein Weg führte jedoch nicht an ihr vorüber.

Das Dröhnen des Motors wirkte einschläfernd. Der Taleinschnitt, den ich durchfuhr, wurde immer enger. Die Schlucht blieb hinter mir zurück. Verkrüppelte Bäume wuchsen auf den Steilhängen zu beiden Seiten. Moose und Flechten, Gräser, Blumen und Büsche verliehen der Landschaft ein farbiges Aussehen.

Ein vom Steinschlag zugeschütteter Engpaß bereitete meiner Fahrt vorerst ein Ende. Ich stieg aus, um mir das Hindernis zu betrachten. Ben Loosen hatte mir für solche Zwischenfälle Sprengpatronen mitgegeben. Die Felsen waren fünf Meter hoch aufgeschichtet. Ich warf einen Blick an den Steilhängen hinauf. Eine Sprengung konnte weitere Steinschläge auslösen. Ben Loosen hatte mich gewarnt und mir empfohlen, mich während der Explosion unter dem Wagen aufzuhalten. Ich hatte jedoch nicht die Absicht, das zu tun. Das Schicksal sollte entscheiden, ob ich weiterfahren oder unter herabstürzenden Felsmassen begraben werden sollte.

Ich holte die Sprengpatronen und schob sie an verschiedenen Stellen in Felslöcher. Zwei rotbepelzte Tiere sahen mir mißtrauisch zu. Ich verjagte sie mit Händeklatschen. Mit dem Fernzünder zog ich mich bis zum Wagen zurück. Hoch über mir, am klaren Himmel, kreisten drei Vögel. Sonnenstrahlen drangen in den Taleinschnitt und brachten Kristallpartikel in den Felsen zum Glänzen.

Ich drückte den Zünder. Der Felshaufen schien schwerelos zu werden und zerbarst in einer dunklen Wolke. Die Detonation machte mich taub. Sekunden später nahm ich ein dumpfes Grollen wahr, dröhnender Protest der Berge. Das gesamte Tal schien zu beben, Steine regneten auf das Fahrzeug, grauer Staub sank herab. Hustend lehnte ich mich auf den Sitz. Von irgendwo kam der Lärm eines von der Explosion ausgelösten Steinschlags. Allmählich verzog sich der Qualm, und ich konnte die Sprengstelle sehen. Bis auf einige Felsbrocken war der Weg frei.

Ich steuerte den Wagen langsam heran. Die massive Front des Fahrzeugs drückte die restlichen Felsen zur Seite. Der Motor heulte unter der zusätzlichen Belastung. Dann hatte ich die Sperre

durchbrochen. Ich klopfte den Staub aus den Kleidern.

Nun kam ich gut vorwärts. Gegen Mittag erreichte ich das Ende des Engpasses. Ich hielt an und nahm etwas von meinem Proviant zu mir. Als ich satt war, zog ich Ben Loosens Karte heraus, um mich zu orientieren. Nach ihren Angaben mußte ich mich jetzt halblinks halten, bis ich an einen Wasserfall kam. Weitere zehn Meilen dahinter sollte ich auf die dichten Wälder stoßen, in denen sich die Eingeborenen aufhielten.

Plötzlich hatte ich das untrügliche Gefühl, beobachtet zu werden. Ich blickte auf.

Vor dem Wagen stand ein riesenhafter Mann. Er trug eine lange Pelzjacke und Breeches. Über seiner Schulter hing eine schwere Schockwaffe. Sein Gesicht war grimmig verzogen.

Eine Weile starrten wir uns an.

„Wer sind Sie?“ fragte er. Seine Augen blieben wachsam auf mich gerichtet. Der Fremde hatte ein lederartiges Gesicht, fast wie ein Indianer. Seine Hände glichen Schaufeln, die Adern traten auf ihnen hervor.

„Ich bin Dunn Beynon“, sagte ich.

„Die Jagd mit Wagen ist verboten“, sagte er.

„Ich bin kein Jäger.“ Seine Blicke glitten über meine Ausrüstung. Er nickte langsam. Sein Verhalten entsprach dem eines Königs, der einen Vagabunden von seinem Land verjagt.

„Was wollen Sie?“ wollte er wissen. „Sind Sie Vermessungsbeamter?“ Ben Loosen hatte mir versichert, daß sich die Jäger nicht um mich kümmern würden. Offenbar traf das nicht auf alle zu. Das selbstsichere Auftreten des Mannes erweckte meinen alten Trotz gegen jeden, der mich zu etwas zwingen wollte.

„Ich bin privat unterwegs“, sagte ich.

„Jetzt nicht mehr“, erklärte er lakonisch. „Sie werden umkehren.“ Er bewegte die Schulter, als wollte er ein lästiges Insekt verjagen. Die Schockwaffe lag plötzlich in seinen Händen.

„Das gibt mir Sicherheit“, sagte er und klopfte unmißverständlich gegen den Schaft.

Unter normalen Umständen hätte ich ihm nichts entgegenzusetzen gehabt. Doch ich war ein Mann, der nichts zu verlieren hatte. Das konnte er nicht wissen.

Ich duckte mich und trat das Beschleunigungspedal durch. Mit einem Ruck fuhr der Wagen an. Der Jäger sprang mit einem Fluch zur Seite. Er feuerte eine Schockladung gegen mich ab, doch er traf mich nicht. Der Wagen streifte ihn und warf ihn zu Boden. Ich bremste und sprang heraus. Benommen richtete sich mein Gegner auf. Da war ich schon bei ihm und riß ihm die Waffe aus den Händen. Das machte ihn wieder munter. Stöhnend fuhr er herum. Sein Gesicht zeigte Schmerz und maßlosen Zorn.

„Halt!“ rief ich. „Stehenbleiben!“ Er brummte wie ein verwundeter Bär. Seine Hände öffneten und schlossen sich, als wollte er etwas zerdrücken. Seine Jacke war an der Seite aufgerissen.

„Ich habe Freunde in der Nähe“, drohte er. „Glauben Sie nicht, daß Sie weit kommen.“ „Jetzt werden Sie zur Abwechslung einmal mir zuhören“, sagte ich. „Ich habe weder die Absicht, hier auf die Jagd zu gehen, noch mich auf sonst eine Weise in die Angelegenheiten der Jäger zu mischen.“ Er betrachtete mich finster.

„Sie haben eine Sprengung vorgenommen“, sagte er. „Das schadet dem Wild und unserem Verhältnis zu den Eingeborenen.“ „Das wußte ich nicht“, erwiderte ich. „Es ist mir auch gleichgültig. Ich bin im Auftrag Ben Loosens hier. In einigen Tagen kehre ich nach Gelton-City zurück, dann werden Sie mich nie wieder zu sehen bekommen.“ Zu meinem Erstaunen begann der Jäger zu lachen.

„Ben Loosen hat es also tatsächlich geschafft, einen Verrückten zu finden, der ihr die Pflanze beschaffen will“, sagte er. Er rieb seine Hüfte, wo ich ihn mit dem Wagen gestreift hatte.

„Wieviel Geld hat sie Ihnen versprochen?“ „Genug“, gab ich zurück. Ich entlud die Waffe und warf sie ihm zu. Geschickt fing er sie auf.

„Ihre Munition lege ich hundert Meter von hier entfernt auf einen gut sichtbaren Felsen“, versprach ich ihm.

„Wir sehen uns wieder. Fremder“, sagte er gelassen.

„Schon möglich“, sagte ich und kletterte auf den Sitz.

Der Jäger blieb bewegungslos stehen, als ich davonfuhr. Ich blickte nicht zurück. Es war mir gleichgültig, ob er mir folgte oder die anderen Jäger informierte. Ich legte seine Munition auf einen Stein, als ich so weit von ihm entfernt war, daß er mich nicht mehr einholen konnte.

Es war heiß geworden. Sonnentrunkene Insekten taumelten gegen das Fahrzeug. Ich zog meine Jacke aus. Weite Bergwiesen dehnten sich vor mir aus. Es war ein friedliches Bild unberührter Natur.

Ich fuhr über endlose Hochebenen, bis die Abenddämmerung hereinbrach. Dann schlug ich mein Lager auf und bereitete mich auf die erste Nacht unter dem freien Himmel Geltons vor.

\*

Die Nacht war erfüllt vom Zirpen und Summen unbekannter Insekten. Ich lag auf dem Rücken neben dem Allzweckfahrzeug und blickte zum klaren Sternenhimmel hinauf. Ich hatte das Zelt nicht aufgeschlagen. Eine Decke als Unterlage und eine weitere zum Zudecken genügten mir. Die Nächte auf Gelton waren warm. Zum erstenmal seit ich Uvbe verlassen hatte, fand ich innere Ruhe.

Tief in meinem Innern jedoch blieb Ungewißheit, blieb die Verzweiflung eines siebentausendfachen Mörders, der nicht töten will.

### *8. Februar*

Ich entdeckte den Wasserfall, als ich bereits begonnen hatte, an seiner Existenz zu zweifeln. Wahrscheinlich hatte ich mich verfahren, denn nach Ben Loosens Aussage hätte ich diesen Punkt meines Wegs früher erreichen sollen.

Es war später Nachmittag, als ich bei dem Gebirgsfluß ankam. Tausend strömten die Wassermassen von den Bergen herunter. Sie hatten sich ein tiefes Bett in die Felsen gegraben. Über eine Felsnase hinweg stürzte das Wildwasser zehn Meter durch die Luft, um auf einem ausgehöhlten Plateau zu zersprühen. Die untergehende Sonne schuf einen Regenbogen rund um das Plateau. Milliarden Wassertropfen glitzerten wie Kristalle. Das Rauschen des Flusses übertönte den Motor.

Ich hielt unmittelbar neben dem Plateau. Die Luft führte den Geruch klaren Wassers mit sich. Tief atmete ich ein. Ich beneidete die Jäger um das Leben, das sie hier führen konnten.

Langsam näherte ich mich dem Wasserfall. Ein Sprühregen fiel auf mich herab. Das Brausen des Wassers erstickte jedes andere Geräusch. Ich zog mich aus und duschte unter dem kühlen Naß. Als ich ans Ufer zurückkehrte, blieben meine Blicke an Fußabdrücken im Sand haften. Ich erkannte sofort, daß es keine menschlichen Spuren waren, und bückte mich, um sie zu untersuchen.

Die Wesen, die sie erzeugt hatten, waren Zweibeiner. Ihre Fersen waren länglich und schienen Höcker zu haben, die sich tief in den Sand gedrückt hatten. Der Fußabdruck, den ich betrachtete, zeigte mir, daß sich die Füße der Unbekannten nach vorn kaum verbreiterten. Das alles jedoch waren keine wesentlichen Unterschiede gegenüber einem Menschenfuß. Der eigentliche Gegensatz waren die Zehen. Die Füße der Fremden besaßen nur zwei Zehen, zwei große spitze Glieder, die weit auseinanderstanden.



Als ich mich erhob, blickte ich mich unwillkürlich nach allen Richtungen um. Dies war die erste Spur der Eingeborenen, daran zweifelte ich nicht. Ein eigenartiges Gefühl breitete sich in mir aus. Ich wünschte, einer der Jäger wäre in meiner Nähe gewesen. Auch die Tatsache, daß die Eingeborenen primitiv und völlig ungefährlich waren, änderte nichts daran, daß es sich um völlig fremde Wesen handelte. Ben Loosen hatte gesagt, daß ich auf Halbwilde von geringer Intelligenz stoßen würde.

Schnell ging ich zum Wagen, trocknete mich ab und zog mich wieder an.

Ich fragte mich, ob ich von den Eingeborenen beobachtet wurde. Den Jägern maßen sie offenbar keine Bedeutung bei, doch nun war ein Fremder mit einem lärmenden Fahrzeug in ihr Land gekommen. Wie würden sie auf sein Erscheinen reagieren?

Als die Sonne unterging, war ich etwa zehn Meilen vom Wasserfall entfernt am Rand der Wälder angekommen. Die Dunkelheit würde rasch hereinbrechen. Es war sinnlos, jetzt noch weiterzufahren. Zum erstenmal, seit ich aufgebrochen war, schlug ich das Zelt auf. Der dunkelgrüne Wald lag wie eine unüberwindliche Mauer vor mir, eine Mauer, die Geheimnisse barg. Ich wärmte mein Essen auf dem kleinen Kocher, den ich dabei hatte. Ich dachte an Jill Governor und daran, was sie wohl gesagt hätte, wenn sie in der Lage gewesen wäre, mich hier zu sehen. Der Verband an meiner Hüfte begann zu jucken. Es fiel mir ein, daß ich ihn schon längst hätte ablegen müssen. Ich zog mein Hemd hoch. Der Verband war noch naß von meinem Bad am Wasserfall. Er ließ sich leicht lösen. Behutsam zog ich ihn von der Operationsstelle. Die Narbe war ein schmaler, roter Strich von sechs Zentimeter Länge. Sie war gut verheilt. Da ein Ära die Operation durchgeführt hatte, wunderte mich das nicht. Sicher war es unmöglich, die Schnittstelle zu öffnen und den verhängnisvollen Zylinder herauszuholen. Itchs Bande hatte für einen solchen Fall bestimmt Vorsorge getroffen.

Vorsichtig betastete ich die Narbe. Sie war nicht so weich wie mein übriger Bauch. Wie tief mochte die Bakterienbombe in meinem Körper liegen? Ohnmächtige Wut stieg in mir hoch. Ich kam mir beschmutzt vor, mein eigener Körper erschien mir verabscheuungswürdig.

Mit einem Ruck stand ich auf und versetzte dem Kocher einen Tritt. Scheppernd flog der Topf davon. Ich hockte mich vor das Zelt und wartete auf die Nacht. Vom Wald drangen seltsame Geräusche zu meinem Lagerplatz herüber. Der klagende Ruf eines Tieres hallte über die Berge. Vor dem Zelt tanzten Insekten. Die Luft war schwül. Ich zündete mir eine Zigarette an. Gelton-City schien unendlich weit entfernt zu sein. Dabei hätte ich nur auf einen Berggipfel fahren müssen, um die Lichter der Stadt zu sehen.

Ein Rudel Tiere kam aus dem Wald. Sie verteilten sich auf der Wiese, ohne sich an meiner Anwesenheit zu stören. Die Unberührtheit der Natur ließ mich wieder an den Bakterienzylinder denken. Würden auch die Tiere der Seuche zum Opfer fallen? Waren auch die Eingeborenen verloren?

Ich kroch ins Zelt und deckte mich zu. Inzwischen war es fast vollkommen dunkel geworden. Nur die Sterne erfüllten die Nacht mit einem schwachen Schimmer. Die helleren gehörten alle zur Plejaden-Gruppe. Hier waren in den letzten Jahrzehnten die meisten terranischen Kolonien entstanden.

Ich schloß die Augen und versuchte zu schlafen. Ein Käfer kroch durch den Luftschlitz ins Zeltinnere. Sein Summen schläfernte mich allmählich ein.

Ich erwachte von einem eigenartigen Geräusch. Zunächst glaubte ich, daß ich geträumt hätte, doch dann wiederholte sich der Laut in regelmäßigen Abständen. Er kam von den Wäldern, ein hoher, klagender Ton, der sich irgendwo in den Bergen verlor. Ich rieb mir die Augen und ging ins Freie. Es war noch schwüler geworden. Der Nachthimmel war zum Teil von unbeweglichen Wolken bedeckt.

Ein süßlicher Duft hing in der Luft.

Wieder erklang der Ruf, lockend, fremdartig und voll nie gehörter Traurigkeit. Ein Schauer lief über meinen Rücken, Das war kein Tier, das da schrie. Dann ertönte ein dumpfer Laut, als schlage jemand gegen einen riesigen Gong. Die Hochebene schien von einer Vibration erfüllt zu sein, von einem Schwingen, das alles durchdrang. Trotz der Schwüle begann ich zu frieren. Schrei und Gongschlag folgten nun in regelmäßigen Abständen, ein primitiver, schauerlicher Rhythmus lag in den Tönen.

Über einer Stelle des Waldes sah ich ein rötliches Glühen, als schwebe zwischen den Bäumen ein unlösbares Feuer. Es war eine Wolke aus Rotglut, ein Feuerball, der über eine Eigenrotation zu verfügen schien. Ich hatte niemals zuvor etwas Ähnliches gesehen.

In diesem Augenblick zuckte ein Blitz über die Berge, ein riesiges Flammenschwert, das den Himmel zu spalten schien.

Ich fuhr zusammen. Sekunden später folgte der Donner, weit entfernt noch, aber in diesem fernen Dröhnen lag bereits die Drohung der baldigen Ankunft des Gewitters. Die Wolken gerieten in Bewegung.

Jetzt kam der Schrei aus dem Wald noch durchdringender, wie der Jagdruf eines hungrigen Tieres. Der Gong, oder was immer es war, vermischte sich mit dem Echo des Donners.

Der Wald bildete eine düstere Wand. Die Wiese war verlassen. Der nächste Blitz erhellte die Gipfel der Berge, ließ die Silhouetten der schroffen Felsen in unglaublicher Schärfe hervortreten und färbte den Horizont in flammendes Gelb. Diesmal folgte der Donner sofort. Wie Geschützlärm brach er über die Hochebene herein. Dicke Regentropfen prasselten auf das Land.

Da erschien vor dem Wald eine in Feuer gehüllte, tanzende Gestalt. Ich kniff die Augen zusammen. Mein Herz schlug heftig. Das Wesen hielt brennende Hölzer in den Händen, die es wie bei einem Säbeltanz um den Körper wirbelte. Eine zweite Gestalt tauchte auf, und dann war die Wiese voll von diesen tanzenden Dämonen. Ich glaubte zu träumen. Nur unbewußt hörte ich den Regen gegen das Zelt trommeln. Ich warf den Kopf in den Nacken, Regentropfen schlugen in mein glühendes Gesicht.

Ein unergründlicher Zwang trieb mich an, auf den Waldrand zuzugehen. Mit steifen Schritten setzte ich mich in Bewegung. Es war ein unwirkliches Bild, eine Szene aus dem Alptraum eines Verrückten. Die Tänzer schrien, sie sprangen in gewaltigen Sätzen hoch, um sich gleich darauf wie unter Schmerzen am Boden zu wälzen. In ihrer Mitte hockte eine einsame Gestalt vor einer Riesentrommel, der sie in regelmäßigen Abständen jenen dumpfen Ton entlockte, der mich an einen Gong erinnert hatte.

Ich hatte die Eingeborenen gefunden.

Donner und Blitz folgten jetzt dicht aufeinander, der Regen ergoß sich in dichten Schwaden über das Land, ohne die Feuerhölzer der Tänzer zum Erlöschen zu bringen. Völlig durchnäßt kam ich bis auf zwanzig Meter heran. Der Schein der Fackeln erhellte die Szenerie auf gespenstische Weise. Die Eingeborenen waren menschenähnlich und doch vollkommen fremd. Ihre schlanken Körper waren behaart, und ihre Gesichter faltig wie die von Affen. Ihre Hände besaßen nur zwei Greiffinger, die gegenüberliegend angeordnet waren. Das Wesen in der Mitte der Tanzgruppe mußte uralte sein, denn sein Pelz schimmerte grau. Die Trommel war eine ausgehöhlte Baumwurzel, mit einem Tierfell bespannt. Regen strömte über die glatte Fläche. Ich glaubte das Knistern der Flammen zu hören. Die Fackeln zuckten wie brennende Schlangen über den Köpfen der Eingeborenen.

Der Trommelschlag steigerte sich. Die Tänzer stießen unartikulierte Schreie aus. Ihre Körper glänzten vor Nässe. Ich spürte ein eigenartiges Ziehen im Nacken. Etwas trieb mich noch näher an den Platz des mysteriösen Geschehens heran. Es war, als strömte von den Wesen eine übernatürliche Kraft aus. Sie warfen die Fackeln vor die Trommel. Das Gesicht des Alten loderte. Die Tänzer packten sich an den Händen. Ihre nackten Füße stampften den dampfenden Boden.

Ein Eingeborener sprang in die Mitte des gebildeten Kreises. Er verschränkte beide Arme, so daß seine Hände auf den Schultern zu liegen kamen. Die Stimmen der Tänzer überschlugen sich. Blitz und Donner schienen die Hochebene vernichten zu wollen. Regen klatschte in mein Gesicht.

Da verschwand der Eingeborene in der Mitte des Tanzkreises.

Er löste sich nicht auf und versank nicht in der Erde, sondern er verschwand, als hätte es ihn nie gegeben. Einige der Tänzer brachen schreiend zusammen. Die anderen taumelten völlig erschöpft in den Wald.

Die Trommel schwieg.

Der Alte war vornüber gesunken. Die Fackeln begannen zu zischen und erloschen nacheinander. Drei der Eingeborenen ergriffen den Alten und seine primitive Trommel und schleiften ihn in den Wald. Wenige Augenblicke später lag der Waldrand wie ausgestorben vor mir.

Aus der Ferne klang der Donner des abziehenden Gewitters. Ich zitterte am ganzen Körper. Litt ich an Halluzinationen? War mein Geist durch die Geschehnisse in den letzten Tagen verwirrt worden?

Mit beiden Händen strich ich die nassen Haare aus meiner Stirn. Unsicher, beinahe zögernd, ging ich weiter. Dann roch ich die schwelenden Fackeln, sah sie vor mir am Boden glimmen und bückte mich, um eine davon aufzuheben.

Sie war Wirklichkeit. Ich war keinen Hirngespinnsten erlegen. Die Eingeborenen hatten vor meinen Augen getanzt, und einer von ihnen war verschwunden.

War ich das Opfer einer Massenhypnose geworden?

Hatten die Jäger, die Ben Loosen von den Eingeborenen berichtet hatten, doch die Wahrheit gesprochen? Ben Loosen hatte zwar nichts von Wesen erzählt, die einfach unsichtbar wurden, aber ihre Informationen waren nicht weniger unglaublich.

Wie betäubt ging ich zum Zelt zurück. Das Gewitter hatte die Luft abkühlen lassen. Ich war froh, als ich mich umziehen konnte. Ich mußte ein Schlafmittel nehmen, um Ruhe zu finden.

Am nächsten Morgen saß der Eingeborene vor meinem Zelt.

## *9. Februar*

Ich erwachte mit einem schalen Geschmack im Mund. Durch den dünnen Zeltstoff schimmerte Tageslicht. Ächzend richtete ich mich auf und klappte den Zelteingang zur Seite. Geblendet von der gerade aufgegangenen Sonne schloß ich die Augen.

„Halogh!“ sagte jemand.

Ich riß die Augen auf.

Etwa fünf Meter neben dem Zelt hockte ein junger Eingeborener und starrte mich an. Er saß auf den Fersen und hatte beide Arme lässig auf den Knien liegen. Im Morgenlicht schimmerte sein Pelz rötlich.

In einer fließenden Bewegung richtete er sich auf. Sein faltiges Gesicht verzog sich zu einem Lächeln. Ich schätzte, daß er mindestens sechs Fuß groß war. Unter dem Pelz zeichneten sich sehnige Muskeln ab. „Halogh!“ sagte er ruhig.

Er zeigte nichts von der Scheu, die ich bei diesen Wesen nach Ben Loosens Berichten erwartet hatte. In seiner Haltung lag Würde und Stolz. Der Blick seiner Augen verriet jedoch nur geringe Intelligenz.

Ich wußte nicht, wie ich mich ihm gegenüber verhalten sollte.

„Ich weiß nicht, was du willst, mein Junge“, sagte ich leise, um ihn nicht zu erschrecken.

„Kommst du allein oder schicken dich deine Stammesgenossen?“

Zu meiner Überraschung kam er näher an das Zelt heran. Er beugte sich vor dem Kocher nieder und betrachtete ihn interessiert. Seine Finger strichen zart über das Metall. Nachdem er das Gerät eingehend untersucht hatte, wandte er sich dem Wagen zu. Während er die Räder betastete, stieß er unverständliche Laute aus.

Ich ging zu ihm und schob mich auf den Fahrersitz. Ohne zu überlegen, startete ich den Motor. Der Lärm verwirrte ihn nicht, im Gegenteil, er schlug sich begeistert auf die Oberschenkel. Ich winkte ihm zu, um ihn zum Einsteigen zu ermuntern, doch er blieb außerhalb des Fahrzeuges stehen.

Als ich wieder ausstieg, hob er den Arm.

„Kein Jäger?“ fragte er schwerfällig.

Ich starrte ihn überrascht an. Woher besaß er diese Sprachkenntnisse? Verkehrten die Jäger so freundschaftlich mit diesen Wesen, daß es bereits zu einer Verständigung gekommen war?

„Kein Jäger!“ bestätigte ich mit Nachdruck, ohne zu wissen, ob das ein Vor- oder Nachteil in seinen Augen war. Er kratzte nachdenklich seinen Kopf.

Schließlich machte er einige Schritte in Richtung auf den Wald und winkte mir. Die Bedeutung der Geste war nicht mißzuverstehen. Er wollte, daß ich ihm folgte. Ich nickte ihm zu und kletterte wieder in den Wagen. Sofort kam er zurück und schüttelte energisch den Kopf. Er war nicht damit einverstanden, daß ich das Fahrzeug benutzte. Entweder hatte er Angst davor oder er wollte mir keine Möglichkeit zu einer raschen Flucht geben. Er zeigte nacheinander auf das Zelt, den Kocher und meine Ausrüstung. Wieder schüttelte er den Kopf. Er wollte nicht, daß ich irgend etwas mitnahm.

„Nun gut“, sagte ich. „Ich werde dir den Gefallen tun.“ „Halogh!“ knurrte er befriedigt, und dann gingen wir zusammen über die Wiese. Gegenüber meinem schwerfälligen Gang bewegte er sich leicht und graziös. Trotz seiner Fremdartigkeit war er schön. Seine Augen glänzten wie Topase.

Am Waldrand machte er halt. Wir standen ungefähr an jener Stelle, wo in der vergangenen Nacht der gespenstische Tanz stattgefunden hatte. Die abgebrannten Fackeln lagen noch im Gras. Der Eingeborene ergriff mich am Arm und zeigte mit der freien Hand auf den Tanzplatz. Einer seiner großen Finger wies auf mich, dann auf die Fackeln. „Kein-Jäger sehen?“ Ich verstand ihn sofort. Er wollte wissen, ob ich ihren Tanz beobachtet hatte. Ich zögerte, ihm die Wahrheit zu sagen, doch seine klaren Augen zwangen mich zu einem Nicken.

„Woar!“ stieß er hervor. Traurig senkte er den Kopf. Langsam zog er mich auf den Wald zu. Sicher wäre es einfach für mich gewesen, ihn niederzuschlagen und zum Zelt zurückzukehren, doch diese Absicht hatte ich nicht. Ich war gespannt, wohin er mich führen würde.

Zwischen den Bäumen verlief ein Trampelpfad ins Waldinnere. Mit großer Sicherheit glitt mein Begleiter durch die niedrigen Büsche, die überall auf dem Weg wucherten. Nachdem wir einige hundert Meter in den Wald eingedrungen waren, ließ er meinen Arm los, und ich konnte ohne Behinderung gehen. Die dicht bewachsenen Baumwipfel ließen nur einen Teil des Sonnenlichts eindringen. Es war angenehm kühl. Der Eingeborene steigerte sein Tempo. Ich hatte Mühe, mit ihm Schritt zu halten.

Ich hatte jeden Begriff für die Zeit verloren, als wir einen freien Platz inmitten des Waldes erreichten. Es war eine ausgedehnte Lichtung, ein natürliches Amphitheater, dessen Boden von unzähligen Füßen glattgestampft war. Zwischen den Bäumen am Rande des Platzes standen einige primitive Baumhütten.

Das Wesen führte mich mitten auf die Lichtung. Ich hatte das unangenehme Gefühl, von vielen Augen beobachtet zu werden.

„Halogh!“ sagte der junge Eingeborene. Dann stieß er einen wilden Schrei aus, der mir einen kalten Schauer über den Rücken jagte. In den Bäumen flüchteten einige aufgeschreckte Vögel an

einen sicheren Platz.

Plötzlich wurde es rund um die Lichtung lebendig. Aus allen Hütten kamen Eingeborene gekrochen. Sie bildeten einen schweigenden Ring um uns, eine Mauer glänzender Augen.

Ich schob beide Hände in die Jackentasche und wartete. Vielleicht wollten sie mir Angst einjagen. Dann hatten sie sich den falschen Mann ausgesucht, denn ich trug den Tod bereits in mir. Sie konnten mir keinen größeren Gefallen tun, als mich zu töten.

Der Ring pelziger Körper schloß sich langsam enger. Der Eingeborene, der mich hierhergebracht hatte, ließ mich allein und gesellte sich zu seinen Artgenossen. Wie auf ein geheimes Kommando hockten sich alle auf den Boden.

Irgendwo aus den Hütten kam der dumpfe Schlag der Trommel. Ich zuckte zusammen, als er zum erstenmal ertönte. Der Wald schien zu erstarren. Kein Vogelruf war zu hören. Selbst der Wind schien aufzuhören, das Flirren der Blätter erstarb.

Ein sanftes Raunen kam von den Geltonern, ein anschwellender Ton, den sie tief in ihren Kehlen zu erzeugen schienen. Aus den Hütten erschienen Eingeborenenfrauen und reichten den Sitzenden flache Schalen, die mit einem dunklen Saft gefüllt waren. Die Gefäße wanderten reihum, ohne daß das Summen verstummt wäre.

Als sie alle getrunken hatten, stand einer der älteren Männer auf und kam mit einer Schale auf mich zu. In seinen Augen brannte verhaltene Erregung, als er mir das Getränk entgegenhielt.

Der Sing-Sang schwoll noch lauter an, die Trommel ertönte jetzt kurz hintereinander, und die Oberkörper der Sitzenden schwankten hin und her.

Ich nahm die Schale mit beiden Händen und setzte sie ohne Zögern an die Lippen. Ich trank die braune Flüssigkeit, die wie bitterer Tee schmeckte und gab das leere Gefäß zurück.

Der Alte schien jedes Interesse an mir verloren zu haben. Er wandte sich um, und während er davonging, verstummte der Gesang. Die Pelzwesen erhoben sich und kehrten in ihre Hütten zurück. Manche verschwanden im Wald. Ich blieb allein und unbeachtet auf der Lichtung.

Der Eingeborene, der mich in das Dorf gebracht hatte, kam zu mir.

„Halogh!“ sagte er. „Kein-Jäger jetzt in uns.“ Er sprach im feierlichen Ton, und ich begriff, daß ich einer wichtigen Zeremonie beigewohnt hatte. Nicht nur das, die Geltoner hatten mich offenbar in ihr Volk aufgenommen. Der eigentliche Grund für ihr Verhalten mußte auf die vergangene Nacht zurückzuführen sein.

„Ich werde dich Halogh nennen“, sagte ich zu dem jungen Eingeborenen. Er deutete auf eine der Hütten.

„Für Kein-Jäger“, erklärte er.

Mein Verlangen, in einer unsauberen Hütte zu hausen, war nicht besonders groß. Ich war entschlossen, bald zu meinem Lagerplatz zurückzukehren. Doch jetzt hatte ich eine Chance, die Eingeborenen zu beobachten, ohne Verdacht zu erwecken. Ben Loosens Aussichten, ihre begehrte Pflanze zu erhalten, waren gestiegen.

Nur für Dunn Beynon hatte sich nichts geändert.

In elf Tagen Standardzeit würde Perry Rhodan in einem Raumschiff auf dem Raumhafen von Gelton-City landen, um der terranischen Kolonie Gelton im Santey-System die Souveränitätserklärung zu überreichen. Damit würde er nicht nur sein eigenes Todesurteil, sondern auch das von siebentausend Kolonisten vollstrecken.

Ich ballte meine Hände zu Fäusten. Ich mußte einen Weg finden, um mit jemand darüber zu sprechen, bevor es zu spät war. Hier, inmitten des Waldes, kam ich mir einsam und verloren vor. Es wurde Zeit, daß ich nach Gelton-City zurückkehrte, um nach einem Ausweg zu suchen. Ich beschloß, nicht länger als drei Tage hierzubleiben. Diese Zeit mußte genügen, um meinen Auftrag zu erledigen, den mir Ben Loosen erteilt hatte.

\*

Die Eingeborenen ließen mich völlig unbehelligt. Sie hätten mich auch nicht daran gehindert, wenn ich zum Wagen zurückgekehrt wäre. Für sie war ich jetzt einer der ihren. Im Laufe des Tages fand ich schnell heraus, daß sie auch untereinander wenig Kontakt hatten. Die meisten waren allein. Niemand kümmerte sich um den anderen. Zwischen diesen Wesen schien eine stumme Übereinkunft zu bestehen. Nur zu ihren Feierlichkeiten versammelten sie sich.

Halogh hielt sich immer in meiner Nähe auf. Ich spürte, daß er mich nicht bewachte, sondern nur da war, um mir zu helfen, wenn ich ihn brauchte. Diese unaufdringliche Freundlichkeit gefiel mir. Ich ging einige Minuten in die Hütte, die man mir zur Verfügung gestellt hatte. Der Boden war mit Grasmatten ausgelegt. Ein Lager aus Blättern und Moosen bildete das Bett.

Einfache Holzgefäße lagen überall herum. Waffen oder Werkzeuge schien es nicht zu geben. Bald fand ich heraus, daß die Geltoner reine Vegetarier waren. Nie sah ich sie Wild verzehren oder auf die Jagd gehen.

Nun verstand ich, weshalb man sie als aussterbende Rasse bezeichnet hatte. Dieses Volk besaß keinen Zusammenhalt und keine gemeinsamen Ziele. Es gab keine Feinde, keine wichtigen Aufgaben, keinen Existenzkampf und keine Naturkatastrophe. Solche Bedingungen waren nicht dazu angetan, den Fortschritt einer Spezies zu fördern.

Es wunderte mich, daß diese Wesen die Fertigkeit des Feuermachens beherrschten. Es waren hauptsächlich die alten Männer, die mit trockenen Hölzern die Lagerfeuer entfachten. Die Frauen widmeten sich fast ausschließlich der Suche nach Früchten oder dem Flechten von Grasmatten, während die Männer Fackeln herstellten, Wurzeln ausgruben oder die Hütten ausbesserten.

Niemand beachtete mich, als ich meine Hütte mit Lianen festzurte und die Ritzen mit Lehm zuzustopfen begann. Ich tat das nicht etwa, um meine Absicht für ein längeres Verweilen zu bekunden, sondern nur, um meine aufgewühlten Gedanken zu beruhigen und abzulenken.

Gegen Abend kam Halogh zu mir in die Hütte. Er bückte sich, als er durch den Eingang trat. Schweigend legte er eine geschälte Wurzel und verschiedene Früchte auf den Boden.

Ich bedankte mich, obwohl ich sicher war, daß er mich nicht verstand. Ich hatte den Eindruck, daß er mir irgend etwas erklären wollte, denn er sprach mit seiner rauhen Stimme auf mich ein. Aber auch, als er die Hände zu Hilfe nahm, konnte ich ihn nicht verstehen. Schließlich grunzte er enttäuscht und ließ mich allein.

Ich versteckte die Wurzel unter den Grasmatten, denn ich war sicher, daß sie für mich ungenießbar war. Die Früchte aß ich. Dann setzte ich mich vor die Hütte und blickte auf die Lichtung hinaus. Im Halbschlummer erwartete ich die Dunkelheit.

Sobald die Sonne untergegangen war, wurden die Geltoner lebhaft. Fackeln wurden auf die Lichtung geschleppt, die große Trommel, die ich schon in der vergangenen Nacht gesehen hatte, wurde aus einer Hütte getragen. Ausgehöhlte Baumstämme, die als Behälter dienten, wurden auf die Lichtung gerollt. Die Frauen der Eingeborenen schöpften daraus den dunklen Saft, den sie mit Vorliebe tranken, und füllten Becher und Schalen. Das Lager schien einem besonderen Ereignis entgegenzufiebern. Selbst Halogh ließ in seiner Aufmerksamkeit nach und half den anderen Männern.

Als die ersten Fackeln entzündet wurden, stand ich auf und ging in die Hütte. Dort legte ich mich nieder, den Kopf auf die Arme gestützt, so daß ich auf die Lichtung blicken konnte.

Eine seltsame Erregung hatte mich ergriffen. Ich spürte einen unerklärlichen Drang in mir. Verwirrt stellte ich fest, daß ich mich danach sehnte, hinauszugehen und eine der Fackeln zu tragen. Eine der Frauen kam herein und stellte eine gefüllte Schale neben mich.

Als der erste Trommelschlag ertönte, hatte ich das Gefäß bereits geleert. Meine Augen brannten. Ich hatte einen schmerzenden Kopf und schwere Glieder. Draußen wurden die Fackeln

angezündet. Die Nacht war erfüllt vom Lärm der Eingeborenen. Hoch über der Lichtung war der klare Sternenhimmel zu sehen. Es wurde mir schwindlig, als ich hinaufblickte.

In dieser Nacht verschwand wieder ein Eingeborener. Er löste sich mitten aus einem Kreis wilder Tänzer, die nach dem Rhythmus einer großen Trommel über den Waldboden sprangen.

Ich verfolgte das unglaubliche Geschehen mit aufgerissenen Augen. Mein Puls raste. Ich richtete mich auf und mußte mich dazu zwingen, nicht aus der Hütte zu stürzen.

Ich war weder betrunken noch verrückt. Jeder andere Mensch hätte an meiner Stelle den gleichen Vorgang beobachten können. Ich war jetzt sicher, daß Ben Loosen mir etwas verschwiegen hatte. Diese Wesen verfügten über eine unheimliche Fähigkeit.

Die Fackeln waren schon lange erloschen, als ich mich noch immer unruhig auf dem Lager herumwälzte. Ich war Zeuge eines ungeheuerlichen Geschehnisses geworden. Die Ereignisse der vergangenen Nacht hätte ich noch als Täuschung abtun können. Doch diesmal gab es keine Zweifel. Ein zweiter Geltoner war verschwunden.

Die Eingeborenen hatten keinen Grund, sich selbst irgendwelche Tricks vorzuspielen. Und ich Dunn Beynon, glaubte weder an Zauberei noch an Gespenster. Es mußte einen realen Grund für das Verhalten dieser Wesen geben. Ich war sicher, daß Ben Loosen mehr darüber wußte. Über eines war ich mir im klaren: Die Fähigkeit der Geltoner, einfach einen lebendigen Körper verschwinden zu lassen, hatte etwas mit jener Pflanze zu tun, hinter der die alte Kolonistin her war. Die Tänze, die die Eingeborenen abhielten, waren nur ein Ritus, der mit ihrer eigentlichen Fähigkeit wenig zu tun hatte.

Nun gab es ein zweites Problem, das ich innerhalb kurzer Zeit bewältigen mußte. Und die Aussichten dafür standen schlecht.

\*

Am nächsten Tag beobachtete ich, wie die Eingeborenenfrauen ganze Bündel jener Pflanzen ins Dorf brachten, von denen mir Ben Loosen ein Exemplar gezeichnet hatte. Die Pflanzen wurden in große Schalen gelegt und mit dicken Hölzern gestampft. Aus den saftigen Stengeln gewannen die Eingeborenen die braune Flüssigkeit, die sie während und vor ihren Feiern zu trinken pflegten.

Dieser Saft mußte eine berausende Wirkung ausüben. Trotzdem glaubte ich, daß Ben Loosen die Kraft des Pflanzensaftes überschätzte. Ich war fast davon überzeugt, daß die Geltoner auch ohne das Getränk jenen mysteriösen Ritus durchführen konnten. Für sie gehörte die braune Flüssigkeit ebenso zu den Feierlichkeiten wie die brennenden Fackeln oder der dumpfe Klang der Trommel. Auch die alten Medizinmänner der Indianer auf Terra hatten zu ihren Heilkräutern angeblich die Kraft beschwörender Tänze benötigt. Natürlich war es möglich, daß der Rauschzustand, in dem sich die Geltoner während ihrer Tänze befanden, ihnen die Entfaltung ihrer geheimnisvollen Fähigkeiten erst erlaubte, doch das besagte nicht, daß ein Mensch die gleichen Kräfte erlangen konnte, wenn er von diesem Saft trank.

Die Pflanzen konnten unter Umständen für Ben Loosen völlig wertlos sein.

Je länger ich nachdachte, desto sicherer wurde ich, daß ich einen anderen Weg einschlagen mußte, um das Rätsel der verschwundenen Eingeborenen zu lösen. Doch davon sollte die Kolonistin nichts erfahren. Sie würde ihre Pflanze erhalten. Das würde sie für einige Zeit beschäftigen. Und nach dem 20. Februar würde sich wahrscheinlich kein Mensch mehr um diese Sache kümmern können.

Im Laufe des Tages gelang es mir, mehrere Pflanzen zu stehlen und zum Wagen zu bringen. Dort verbarg ich sie unter meiner Ausrüstung. Ich schlug das Zelt ab und packte es auf das Fahrzeug. Damit war ich für einen schnellen Aufbruch gerüstet.

Die Eingeborenen kümmerten sich nicht um mich. Sie behandelten mich, als sei ich einer der ihren.

*12. Februar*

Bereits dreimal war ich mit der Absicht zum Wagen gegangen, die Eingeborenen zu verlassen. Ich hatte mindestens hundert Pflanzen gesammelt. Doch jedesmal, wenn ich im Fahrersitz Platz genommen hatte, wurde ich von dem Wunsch überfallen, ins Dorf zurückzukehren. Es war ein Gefühl, das man eigentlich nur mit Heimweh vergleichen konnte. Und so kehrte ich jedesmal wieder in meine primitive Hütte zurück. Ich hatte aufgehört mich zu rasieren. Ein dunkler Stoppelbart bedeckte mein Gesicht. Inzwischen hatte ich gelernt, mich selbst zu ernähren. Ich verzichtete auf den Proviant im Wagen und lebte von Früchten und Wurzeln. Gespannt wartete ich darauf, daß die Eingeborenen feiern würden, doch die Abende vergingen, ohne daß sie ihre Tänze begannen.

Als ich zum viertenmal beim Wagen auftauchte, erwartete mich dort ein Jäger. Erleichtert erkannte ich, daß es nicht jener war, mit dem ich bereits zusammengetroffen war. Der Kolonist hatte ein Bündel Felle vor dem Fahrzeug auf den Boden gelegt und sich darauf niedergelassen. Es war Mittag. Brütende Hitze lastete über der Hochebene. Der Mann trug einen breitkrempigen Hut, um sich vor der hochstehenden Sonne zu schützen. Sein Gesicht war hager, er kaute auf einem Grashalm und hatte den Kopf in eine Hand gestützt.

Dann sah ich, daß er innerhalb des Fahrzeuges herumgewühlt hatte. Ich nahm nicht an, daß er die Pflanzen übersehen hatte.

„Was wollen Sie?“ fragte ich grob. Der Klang meiner eigenen Stimme erschreckte mich. In den letzten Tagen hatte ich kaum etwas gesprochen.

Er räkelte sich wohligh auf den Fellen.

„Das gleiche könnte ich Sie fragen“, meinte er. „Sie sind kein Jäger, nicht wahr?“ Warum stellten sie mir alle die gleiche Frage? Hatten die Jäger allein das Recht, sich in den Bergen aufzuhalten?

Ich gab ihm keine Antwort, sondern deutete auf das Fahrzeug. „Was haben Sie gesucht?“ fuhr ich ihn an.

Er spie den Grashalm aus und erhob sich. Seine Augen blieben im Schatten des Hutes, doch ich wurde den Eindruck nicht los, daß er mich spöttisch betrachtete.

„Herrenlose Wagen sind in dieser Gegend selten“, bemerkte er freundlich. „Ich wollte nur feststellen, wer der Besitzer ist.“ „Jetzt wissen Sie es“, sagte ich.

Er schüttelte bedächtig den Kopf. „Ich denke, die Kutsche gehört Ben Loosen. Und freiwillig hat die alte Dame Ihnen sie bestimmt nicht gegeben.“ „Ich bin in ihrem Auftrag hier“, sagte ich wütend.

„Haben Sie den Auftrag ausgeführt?“ wollte er wissen.

„Ja“, sagte ich. „Aber das wird Sie nicht interessieren.“ Er kicherte und hob seine Felle auf. Mit einem Schwung warf er sie auf den Wagen.

„Ich denke, wir fahren jetzt zusammen nach Gelton-City und stellen fest, ob Ben Loosen Sie kennt.“ Er unterstrich seine Worte dadurch, daß er seine Schockwaffe zog. Mein Zorn legte sich, als mir einfiel, welchen verwilderten Anblick ich bieten mußte. Ich hatte das Mißtrauen des Jägers erweckt.

Er kletterte hinten auf den Wagen und winkte mir zu.

„Steigen Sie ein!“ forderte er mich auf.

Kaum saß ich hinter dem Steuer, als mich wieder die Sehnsucht nach dem Walddorf erfaßte. Ich



unterdrückte das Gefühl und startete den Motor. Unwillkürlich blickte ich zum Waldrand hinüber, voller Hoffnung, daß die Eingeborenen auftauchen und mich zurückholen würden. Doch nichts geschah. Der Jäger hielt seinen Hut fest, als ich mit einem Ruck losfuhr.

„Nicht so eilig!“ schrie er. „Wir wollen uns nicht das Genick brechen.“ Was ihn betraf, so hatte er mit diesen Worten vielleicht recht, doch mir war es vollkommen gleichgültig, was geschah. Ich hörte ihn dröhnend lachen. Die Fahrt schien ihm Spaß zu machen. Seine Unbekümmertheit reizte mich, ich bedauerte, daß ich ihm nichts davon erzählen konnte, was am 20. Februar passieren würde.

#### *14. Februar.*

Es war später Abend, als wir in Gelton-City einfuhren. Der Jäger - inzwischen hatte ich von ihm erfahren, daß er Golots hieß - kauerte im Halbschlaf auf den Ausrüstungsgegenständen. Er hatte längst aufgehört, mich mit der Waffe zu bedrohen. Es war mir gelungen, ihn davon zu überzeugen, daß mein Ziel tatsächlich die Stadt war.

Die Straßen waren ruhig, niemand beachtete uns.

Golots erwachte, als ich auf die Hauptstraße einbog. Er fächelte sich mit seinem großen Hut Luft ins Gesicht. Er wälzte sich herum, so daß sein Kopf fast neben meiner Schulter lag.

„Da wären wir“, seufzte er zufrieden. „Ich denke, Ben Loosen hat nicht genug Getränke für meinen durstigen Magen.“ Während der Fahrt hatte er sich daran gewöhnt, Selbstgespräche zu halten, denn ich antwortete ihm selten.

„Ich denke, meine Felle bringen einen guten Preis“, erklärte er. Es war eine Marotte von ihm, fast jeden Satz mit den Worten ‚Ich denke‘ zu beginnen.

Ich bewegte mich unruhig auf dem Fahrersitz. Je näher wir der Stadt gekommen waren, desto stärker war das Bewußtsein der bevorstehenden Ereignisse in mir geworden. In sechs Tagen Standardzeit würde Perry Rhodan auf Gelton landen. Solange ich unter den Eingeborenen gelebt hatte, war es mir gelungen, das mir zugedachte Schicksal zu vergessen. Der Anblick der Stadt hatte mir jedoch alles wieder schmerzhaft in Erinnerung gebracht.

„Sie reden wohl nicht viel?“ wollte Golots wissen, als wir in die Straße einbogen, die zu Ben Loosens Restaurant führte. Ich blickte ihn von der Seite her an und sah ihn den Kopf schütteln.

„Sie wären der richtige Partner für die Jagd“, meinte er. „Wollen wir es nicht versuchen?“

„Nein“, sagte ich.

„Was sind Sie für ein Mensch?“ fragte er. „Sie machen keinen dummen Eindruck, aber Sie lassen sich einen Bart wachsen, achten nicht auf Ihre Kleidung und machen ein Gesicht, als seien Sie todkrank.“ Ich bremste so scharf, daß er beinahe vom Wagen gefallen wäre.

Ich sah ihn an. Warum sollte ich es nicht noch einmal versuchen? Vielleicht kam es nur darauf an, schnell zu sprechen. Bereits mit den ersten Worten mußte ich ihm erklären, worum es ging.

„Warnen Sie die...“, der Rest ging in einem dumpfen Gurgeln unter. Ich kippte vom Sitz und landete unsanft auf der Straße. Ich hörte Golots fluchen, dann beugte er sich über mich. Der plötzliche Schmerz im Nacken hatte mich fast bewußtlos gemacht. Ich biß meine Zunge blutig. Tränen traten in meine Augen. Der Jäger zerrte einige Felle vom Wagen und legte sie unter meinen Kopf.

„Ich denke, Sie brauchen einen Arzt“, stellte er fest.

Es gelang mir, den Kopf zu schütteln. Vor Schwäche zitterte ich wie im Fieber. Golots betrachtete mich ratlos.

„Wen soll ich warnen?“ fragte er. „Haben Sie Schwierigkeiten?“ Die Erinnerung an den

fürchterlichen Schmerz war noch zu frisch. Ich konnte nur den Kopf schütteln. Allmählich wich der Lähmungszustand aus meinem Körper. Mit Golots Hilfe zog ich mich am Wagen hoch. Wie ein alter Mann sank ich in den Fahrersitz. „Soll ich fahren?“ erbot sich der Jäger.

„Es ist nicht mehr weit“, entgegnete ich. „Golots, Sie sollten mich erschießen und einige hundert Meilen von dieser Stadt wegbringen.“

„Ich denke, das werde ich nicht tun“, sagte er mit Nachdruck. „Sie haben Sorgen, aber die werden wir bei einem Glas in Ben Loosens guter Stube besprechen.“ Ich preßte beide Hände gegen den Kopf. Begriff er denn nicht, worum es ging? Waren sie denn alle so dumm, daß sie die Gefahr nicht spürten, die ich für ihr Leben darstellte?

„Viele können das Leben in der Einsamkeit außerhalb der Stadt nicht ertragen“, sagte der Kolonist mitfühlend. „Vielleicht sind Sie so ein Mensch.“ Meine Hände sanken auf das Steuer.

„Sie tun mir leid, Golots“, murmelte ich. „Sie und diese Kolonie.“ Wir schwiegen, bis ich den Wagen die Anhöhe zu Ben Loosens Restaurant hinauffuhr. Aus den Fenstern fiel helles Licht. Vor der Tür lehnte ein Betrunkener und starrte uns entgegen.

Golots sprang vom Wagen und zog seine Felle herunter. Ich fuhr am Schuppen entlang bis in den Garten. Dann stellte ich den Motor ab. Aus dem Restaurant drangen Musik und Stimmengewirr ins Freie.

Nach einer Weile wurde die Hintertür geöffnet. Shak kam heraus. Im Licht, das durch die Tür herausfiel, sah ich, daß er eine dunkle Jacke trug. Das Polierruch hing über seiner rechten Schulter. Eine üppige Blondine folgte ihm ins Freie und blieb neben ihm stehen.

„Wer ist das?“ fragte sie Shak.

Shak versetzte ihr einen leichten Stoß, so daß sie zurücktaumelte. Er kam langsam auf mich zu. Ich verließ das Fahrzeug und zog das Zelt heraus.

„Sagen Sie ihr, daß ich zurück bin“, sagte ich zu Shak.

Er winkelte den Ellenbogen an, so daß er auf seine Uhr blicken konnte.

„In drei Minuten werden Sie hier verschwunden sein“, sagte er kalt.

Ich ließ die Decke, die ich gerade auslud, einfach vor seine Füße fallen. Die Frau, die mit Shak herausgekommen war, schien die Spannung zwischen uns zu spüren, denn sie kicherte hysterisch. Irgend etwas war während meiner Abwesenheit geschehen. Shaks Auftreten hatte sich verändert. Zu seiner offenkundigen Bosheit war noch Arroganz gekommen.

„Wo ist Ben Loosen?“ fragte ich. „Ich habe die Pflanzen.“ „Ben Loosen ist tot“, hörte ich Shak sagen. „Ich habe das Restaurant übernommen, Beynon. Sie haben hier nichts mehr zu suchen.“

Er hätte mir ebenso gut einen Schlag auf den Kopf geben können. Fassungslos blickte ich ihn an. Ich glaube, daß ich in jenem Augenblick die Bedeutung seiner Worte überhaupt nicht richtig erfaßte.

Da kam der Jäger Golots mit einem vollen Glas in den Händen durch die Hintertür. Die Blondine wollte ihn festhalten, doch er schob sie zur Seite.

„Es sieht so aus, als seien Sie umsonst in den Bergen gewesen“, sagte Golots bekümmert. „Die alte Dame ist tot. Jetzt führt Shak den Laden.“ „Ich habe ihm gerade alles erklärt“, sagte Shak.

„Er geht jetzt.“

„Ich denke, er wird noch ein Glas mit mir trinken“, protestierte Golots und hakte sich bei mir unter.

Ich spürte, daß Shak keinen Streit mit dem Jäger wollte. Er zuckte mit den Schultern und ging davon. Die Frau folgte ihm. Ich hörte, wie er sich drinnen mit ihr zankte. Golots trank das Glas leer und blickte auf das Fahrzeug.

„Stellungslos?“ fragte er.

„Es sieht so aus“, gab ich zurück.

„Mein Angebot gilt noch“, sagte er.

„Es tut mir leid“, sagte ich. „Ich habe in der Stadt noch etwas zu erledigen.“ Golots zog mich mit sich in das Lokal hinein. Fast alle Tische waren vollbesetzt. Vor der Theke stand eine doppelte Reihe von Männern. Shak bediente hinter der Theke, die Blondine an den Tischen. Golots stellte sein leeres Glas an der Theke ab und schob mich auf einen kleinen Tisch zu. Ich hatte das Gefühl, daß mich alle Gäste anstarrten. Überraschend viele Männer rauchten. Wir ließen uns nieder, und Golots bestellte zwei Bier. Er hatte noch immer den breitrempigen Hut auf. Von den anderen Tischen wurde ihm immer wieder zugerufen. Er mußte einer der bekanntesten Pelzjäger sein. Die Popularität, die ich durch Golots errang, behagte mir wenig. Es war durchaus möglich, daß sich Itchs Agent im Lokal aufhielt.

Gesprächsfetzen drangen von den anderen Tischen herüber. Ich hörte, daß Ben Loosen nach einem Herzanfall gestorben war, bevor man ihr hatte helfen können.

Ich glaubte nicht länger, daß sie mit Itchs Gruppe in Verbindung gestanden hatte. Die Verbrecher hatten alles genau geplant. Sie hätten nie eine alte und kranke Frau für die wichtige Aufgabe ausgewählt, den Impuls im richtigen Augenblick abzustrahlen.

Ich beobachtete, wie Shak hinter der Theke hantierte. Er kam mir immer verdächtiger vor. Von allen Menschen der Kolonie, die ich bisher kennengelernt hatte, war er der einzige, dem ich einen vorsätzlichen Mord zugetraut hätte.

Meine Aufmerksamkeit wurde abgelenkt, als ein abgemagerter Hund hinter der Theke hervorkam und auf unseren Tisch zurannte. „Oberst!“ rief ich.

Shak beugte sich über die Theke und warf ein Glas um. Als er das Tier sah, verließ er seinen Platz und steuerte auf uns zu. Der Hund kauerte sich winselnd neben mir nieder. Ich strich ihm über das raue Fell.

„Lassen Sie das Miststück los!“ schrie Shak über mir.

Aus den Augenwinkeln sah ich, wie Golots den Hut in den Nacken schob und langsam aufstand.

„Ich denke, Ihnen ist Ihr neuer Job in den Kopf gestiegen“, sagte er zu Shak.

Ohne den Jäger zu beachten, ging Shak um den Tisch herum und packte den Hund am Halsband. Oberst knurrte und schnappte nach Shaks Hand. Shak fluchte und wollte das Tier treten. Da warf Golots den Tisch um. Oberst flüchtete. Von den anderen Tischen kamen Männer gerannt, um entweder für Shak oder den Jäger Partei zu ergreifen. Ich zog mich vorsichtig bis zur Theke zurück. Golots und Shak wurden zum Mittelpunkt einer ausgedehnten Prügelei.

Da kam mir der Gedanke, in den hinteren Räumen nach dem Gerät zu suchen.

Wenn Shak der Agent war, mußte er den Apparat zum Ausstrahlen des Hyperimpulses irgendwo versteckt haben. Ich blickte mich im Lokal um. Wer sich nicht an der Schlägerei beteiligte, war zumindest interessierter Zuschauer. Ohne beobachtet zu werden, konnte ich mich in die hinteren Räume zurückziehen. Ich gelangte in Ben Loosens ehemaliges Arbeitszimmer. Der Schreibtisch war vollkommen leer. Ich riß die Schubladen auf, fand aber nur Papier. Im Schrank entdeckte ich einige von Shaks Kleidern und einen Werkzeugkasten. Der Werkzeugkasten war leicht zu öffnen. Außer einigen Magnetschlüsseln enthielt er jedoch nichts. Aus dem Lokal klang noch immer der Lärm der Schlägerei. Die Kolonisten schienen diese Auseinandersetzung als willkommene Abwechslung zu betrachten. Bis die Polizei eintraf, würden sie einen Teil von Shaks Ausrüstung demolieren. Ich bedauerte das nicht.

In wenigen Minuten hatte ich Ben Loosens Arbeitszimmer untersucht, ohne etwas Verdächtiges zu finden. Ich stürmte in den Wohnraum hinüber. Oberst kam unter dem Sessel hervorgekrochen und wedelte schüchtern mit dem Schwanz. Im Augenblick hatte ich keine Zeit, mich um ihn zu kümmern. Ich hatte nicht die geringste Vorstellung, wie das Gerät aussehen würde, das ich suchte, doch ich war überzeugt, daß ich es erkennen würde, sobald es vor mir lag. Im Wohnraum gab es wesentlich mehr Versteckmöglichkeiten als im Schreibzimmer. Ich klappte die Tür des Wandschranks auf. Nirgendwo fand ich etwas, das auf Ben Loosen hingedeutet hätte.

Shaks erste Arbeit schien das Entfernen von Ben Loosens Besitztümern gewesen zu sein. Die Fächer des Schrankes waren mit Wäschestücken gefüllt, die wahrscheinlich alle dem neuen Besitzer des Restaurants gehörten. Hastig wühlte ich sie durch. Es war mir gleichgültig, ob man später die Spuren meiner Tätigkeit noch entdecken würde. Im unteren Fach stieß ich auf einige Schmuckstücke, die wahrscheinlich Ben Loosen gehört hatten und von Shak als nützlich befunden und aufbewahrt wurden.

Auch das Regal, das ich nach dem Schrank untersuchte, war nur mit Büchern gefüllt. Da ich nicht annahm, daß Shak - sofern er der Agent war - das Gerät offen herumstehen lassen würde, dehnte ich meine Suche auch auf andere Stellen aus. Ich schob Bilder zur Seite, um nach einem Geheimsafe zu suchen. Dann klopfte ich die Lampen und alle Sessel ab. Vergeblich versuchte Oberst, meine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

Ich war so in meine Tätigkeit vertieft, daß ich nicht bemerkte, wie es innerhalb des Lokals leiser wurde. Erst das Poltern schwerer Stiefel ließ mich innehalten und zur Tür gehen.

Sie wurde im gleichen Augenblick aufgerissen, als ich den Raum verlassen wollte. Shak, ein Uniformierter und Golots standen im Eingang und starrten mich an. Shak und Golots zeigten deutliche Spuren des Kampfes.

Shaks Raubvogelgesicht war vor Zorn entstellt.

„Nehmen Sie ihn fest“, sagte er zu dem Uniformierten.

„Nur mit der Ruhe“, sagte der Polizist. „Wir wollen erst einmal feststellen, worum es überhaupt geht.“ Er war ein großer, schwerfällig aussehender Mann, der offenbar wenig Gefallen daran fand, mitten in der Nacht hierher zu kommen und Frieden zu stiften. In seiner zerknautschten Uniform sah er tolpatschig aus. Golots blinzelte mir zu. Irgendwie hatte er es fertiggebracht, seinen Hut unbeschadet durch die Schlägerei zu bringen.

„Sie haben selbst gesehen, daß er in meine privaten Räume eingedrungen ist“, sagte Shak. „Er wollte die Situation ausnutzen und mein Geld rauben.“

„Das stimmt nicht“, mischte sich Golots ein. „Mr. Beynon ist nur gegangen, um diesen Hund zu suchen - den eigentlichen Grund für die Schlägerei im Saal.“ Shak stürmte zum Wandschrank und riß ihn auf.

„Sehen Sie, Gourtney!“ rief er dem Beamten zu. „Hier ist alles durchgewühlt worden. Hat er das Miststück vielleicht zwischen meinen Unterhosen gesucht?“

Gourtney nahm seine Polizeimütze ab und kratzte sich im Nacken.

„Diese Unordnung kann ebenso von Shak erzeugt worden sein“, sagte Golots. „Sie können Mr. Beynon nicht auf eine haltlose Anschuldigung hin verhaften.“ Gourtney hob beschwichtigend beide Arme. Seine fleischigen Finger zuckten. Wahrscheinlich passierte in Gelton-City so wenig, daß dies bereits ein außergewöhnlicher Fall für ihn darstellte.

„Der Jäger spricht für diesen Mann, Shak“, sagte er. „Außerdem hat Mr. Beynon kein Diebesgut bei sich. Der Hund ist hier im Raum. Man kann nur feststellen, daß er unbefugt in Ihr Zimmer eingedrungen ist. Ich glaube nicht, daß es zu mehr als zu einer geringfügigen Ordnungsstrafe kommt.“ Er atmete erleichtert auf, zufrieden bei dem Bewußtsein, eine gerechte Lösung gefunden zu haben. Shak winkte verächtlich ab und schwieg.

Gourtney nahm mich am Arm und zog mich hinaus. Golots und der Hund folgten uns. Wir verließen das Restaurant durch den Hinterausgang. Im Garten blieben wir auf Gourtneys Anordnung stehen.

„Golots sagte mir, daß Sie Schwierigkeiten haben“, begann, Gourtney. „Wollen Sie mir sagen, was Sie bedrückt? Ich weiß, daß Sie neu sind und Ben Loosen, die Ihnen während der ersten Wochen helfen wollte, gestorben ist.“ Ich versuchte überzeugend zu lachen.

„Mr. Golots macht sich unnötige Sorgen um mich“, sagte ich. „Ich muß mich nur an diese neue Welt gewöhnen, das ist alles.“ Gourtney schnaubte befriedigt.

„Sicher, sicher“, murmelte er. „Es wird am besten sein, wenn Sie dieses Lokal nicht mehr betreten. Das gilt auch für Sie, Mr. Golots.“ Er schlug jedem von uns auf die Schulter und stapfte auf die Straße hinunter, überzeugt, die Ordnung innerhalb der Kolonie gerettet zu haben.

Im Saal begann die Musik wieder zu spielen.

„Wo werden Sie schlafen?“ fragte Golots nach einer Weile.

„Bei Langsy“, erwiderte ich.

Gemeinsam gingen wir zur Straße hinunter. Oberst folgte uns. Ich fühlte mich elend und verlassen. Ein alter, zottiger Hund war der einzige Freund, den ich auf dieser fremden Welt hatte. Golots war ein anständiger Mann, doch er war ein Einzelgänger und würde früher oder später meiner Gesellschaft überdrüssig werden.

„Ich wohne im Ploint-Haus“, erklärte mir Golots. „Sie können es leicht finden. Übermorgen ist Markttag. Dann werde ich meine Pelze verkaufen und wieder in die Berge gehen. Bis dahin können Sie sich überlegen, ob Sie mich begleiten möchten.“ „Danke“, sagte ich.

„Ich glaube, daß Sie etwas bedrückt“, sagte Golots ernst. „Ich halte Sie für einen verzweifelden Mann. Wenn man lange in der Einsamkeit lebt, bekommt man ein sicheres Gefühl für solche Dinge.“ Er stemmte die Hände in die Hüften. „Ich denke, Sie sollten mir sagen, was Sie Courtney verschwiegen haben.“ Ich fühlte, daß meine Kehle sich zuschnürte.

Er wartete nicht länger.

„Ich denke, ich werde jetzt gehen“, erklärte er.

Ich blickte ihm nach, wie er, beladen mit seinen Fellen, über die Straße ging, ein großer, breitschultriger Mann mit einem riesigen Hut, den er nie abzusetzen schien.

Am 20. Februar würde ich auch für ihn den Tod verbreiten. Nichts schien das verhindern zu können.

Eine Hundeschnauze stieß gegen mein Bein. Ich biß die Zähne aufeinander und machte mich auf den Weg zu Langsy.

\*

In dieser Nacht träumte ich von Ansom, und als ich am nächsten Morgen erwachte, entschloß ich mich, meinen Reisegenossen von der TEEKANNE aufzusuchen. Ansom hatte sich schon an Bord des Schiffes bemüht, mir zu helfen. Vielleicht gelang es ihm, etwas über Governors Freunde in Gelton-City herauszufinden.

Als ich mich anzog, kam Langsys dürrer Helfer herein.

„Sie werden also doch bei uns wohnen“, stellte er fest.

„Ja“, sagte ich. „Bis zum zwanzigsten Februar. Ich habe heute nacht bereits bei Langsy gezahlt.“ Er schaute zu, wie ich die dünne Decke zusammenlegte, die Langsy mir gegeben hatte.

„Langsy will, daß Sie auch für Ihren Hund bezahlen“, sagte der Junge. „Das Tier hat die ganze Nacht vor Ihrem Zimmer gelegen. Jetzt ist es in der Küche, wo Langsy es mit Abfällen füttert.“

„Wieviel?“ fragte ich.

Er nannte eine unverschämte Summe, die ich aber ohne Widerrede bezahlte, denn nach dem 20. Februar würde ich bestimmt keine Gelegenheit mehr haben, mein Geld auszugeben.

Als Langsys Helfer mein Frühstück brachte, kam auch Oberst mit herein und begrüßte mich schwanzwedelnd.

„Das ist Ben Loosens Hund“; stellte der Junge fest.

„Er gehört jetzt zu mir“, erwiderte ich.

Eine halbe Stunde später verließ ich Langsys Hotel. Der Prediger stand vor dem Haus und unterhielt sich mit einem älteren Kolonisten. Er nickte mir würdevoll zu.

Ich fragte Langsy nach Jago Balbalis, dem Mann, der Ansom aufgenommen hatte und erfuhr, daß

das Haus des Kolonisten nicht weit vom Hotel des Predigers entfernt war.

Da es noch früh am Morgen war, hoffte ich, Ansom anzutreffen. Verschiedene Kolonisten, die ich auf dem Wege zu Ansom traf, musterten mich mißtrauisch. Mit dem verwilderten Bart, der mein Gesicht bedeckte und den abgetragenen Kleidern wäre ich sogar unter einer Gruppe von Jägern aufgefallen.

Oberst trottete mir nach. Ich sah, daß überall mit den Vorbereitungen für die Feierlichkeiten am 20. Februar begonnen wurde. Viele Häuser waren bereits geschmückt. Auf den Dächern wehten die Fahnen der Kolonie und des Imperiums. Einige Kinder rannten mit bunten Fähnchen an mir vorüber. Ich startete ihnen nach, versuchte zu begreifen, daß ich auch sie nicht retten konnte.

Quer über die Straße wurden Spruchbänder aufgehängt. Die Männer waren so in die Arbeit vertieft, daß sie mich nicht beachteten. Ich spürte die erwartungsvolle Fröhlichkeit der Kolonisten. Voller Stolz warteten sie auf die Ankunft Perry Rhodans. Niemand ahnte, was an dem Tag geschehen würde, da der Großadministrator Gelton-City betrat.

Ich kam an einem kleinen Lokal vorbei. Mein Gesicht spiegelte sich im Schaufenster. Ich hätte mich fast nicht erkannt. Jemand ging an mir vorüber und streifte mich. Ich kümmerte mich nicht darum. Mit unsicheren Schritten betrat ich das Lokal. Die Stühle standen auf den Tischen. Niemand war zu sehen. Ich ging an die saubere Theke und klopfte mit den Knöcheln auf die Metallplatte. Oberst kauerte sich zu meinen Füßen nieder. Aus einem Hinterzimmer kam ein kleiner Mann, dessen Augenlider nervös zuckten. Er zog eine Tasse vom Regal und spülte sie aus. Dann wollte er mir einen Kaffee einschenken. Ich schüttelte den Kopf und deutete auf die Flaschen im Regal. Er zuckte die Schultern.

„Sie sehen so aus, als hätten Sie das nötiger“, meinte er verdrossen. Er griff nach einer Flasche und schob sie mir zusammen mit dem Glas zu. Ich zahlte, und er verschwand wieder im Hinterzimmer. Ich war ihm dankbar, daß er mich allein ließ.

Ich entdeckte mein Spiegelbild in einem großen Glas hinter der Theke.

Mit verzerrtem Lächeln prostete ich mir zu. Ich war entschlossen, mich sinnlos zu betrinken und vor dem 20. Februar nicht mehr nüchtern zu werden.

## *18. Februar*

Jemand schlug mir zweimal ins Gesicht.

Eine Stimme sagte: „Um Himmels willen, er ist ja halbtot.“ Verzweifelt kämpfte ich dagegen an, als meine Gedanken an die Oberfläche des Bewußtseins zurückkehren wollten. Meine Hände tasteten nach der Flasche, die irgendwo neben mir liegen mußte. Doch ich fühlte nicht den rauen Waldboden, wie ich erwartet hatte, sondern weichen Stoff. Ich begriff, daß ich in einem Bett lag. Die Flasche, die mich ins Vergessen führen konnte, war verschwunden.

Ich lallte etwas Unverständliches.

„Er kommt zu sich“, sagte jemand.

Eine zweite Stimme sagte voller Zorn: „Wir müssen ihn zur Erde zurückschicken. Mit Trinkern können wir in der Kolonie nichts anfangen.“ Mein Körper wurde von Schmerzen und Übelkeit durchflutet. Ich mußte mich anstrengen, die Augen zu öffnen. Als es mir endlich gelang, litt ich unter dem hellen Licht, das mir ins Gesicht fiel.

„Beynon!“ sagte eine scharfe Stimme.

„Gebt mir ‘was zum Trinken!“ krächzte ich. „Und hört auf zu schwatzen.“

Ich wurde an den Jackenaufschlägen gepackt und hochgerissen. Ein nasser Lappen klatschte in mein Gesicht. Prustend rang ich um Atem. Jemand schüttelte mich, bis ich vor Übelkeit fast das

Bewußtsein verlor. Endlich ließ man mich zurücksinken.

Meine Blicke klärten sich. Ich sah die Gesichter von Langsy, Golots und Gourtney über mir. Langsy sah zornig aus, Golots betrachtete mich bedauernd, und Gourtney wirkte unentschlossen. Ich drehte vorsichtig meinen Kopf zur Seite und erkannte, daß ich in meinem Zimmer in Langsys Hotel lag.

„Ich glaube, ich muß Sie einsperren“, sagte Gourtney schwerfällig.

Golots hob abwehrend beide Arme. „Er hat niemand belästigt und keine Schulden gemacht“, erklärte er. „Ich bürgе dafür, daß er sich von jetzt an ordentlich verhält.“ „Bei mir kann er nicht bleiben“, fauchte Langsy. Der Zylinder wackelte auf seinem Kopf.

Gourtney trat einen Schritt auf mein Lager zu. Ich spürte, daß sein Wohlwollen, das er mir noch in Ben Loosens Lokal entgegengebracht hatte, nicht mehr vorhanden war. Zum zweitenmal bereitete ich ihm Schwierigkeiten, und darauf schien er nicht den geringsten Wert zu legen.

„Wenn Golots Sie nicht gefunden hätte, wären Sie wahrscheinlich gestorben“, erklärte er. Ich glaubte, aus seiner Stimme Bedauern zu hören, daß es nicht dazu gekommen war.

„Ich habe keinen Wert darauf gelegt, gefunden zu werden“, knurrte ich, obwohl ich überhaupt nicht wußte, wo man mich aufgelesen hatte. In meinem Gedächtnis gab es nur die Erinnerung an Waldboden und kühle Flaschen.

„Man wird Sie darum bitten, die Kolonie wieder zu verlassen“, sagte Gourtney. „Übermorgen trifft Perry Rhodan mit einer Abordnung des Kolonialamtes ein. Wollen Sie, daß Gelton durch Sie in Schwierigkeiten gerät?“ Ich lachte böse. „Sperren Sie mich doch ein“, empfahl ich ihm. „Vielleicht besichtigt Rhodan das hiesige Gefängnis.“ Gourtney lief rot an. Langsy stemmte drohend beide Hände in die Hüften.

Golots sagte: „Ich möchte einen Augenblick allein mit Mr. Beynon sprechen.“ Langsy protestierte heftig, doch Gourtney, der offenbar hoffte, daß Golots eine Lösung finden würde, zog den Prediger mit sich hinaus. Der Jäger setzte sich auf den Betrand.

„Sie hatten sich fast eine Meile von der Kolonie entfernt“, sagte er. „Ich fand Sie in der Nähe eines kleinen Waldes.“ „Rein zufällig, was?“ fragte ich ironisch.

„Nein“, sagte er. „Der Hund hat mich auf Ihre Spur gebracht.“ „Welches Datum ist heute?“ erkundigte ich mich.

„Der achtzehnte Februar Standardzeit“, erwiderte der Jäger. Er legte eine Hand auf meine Schulter. „Ich möchte Ihnen helfen, daß man Sie nicht aus der Kolonie ausstößt, Mr. Beynon. Wenn Sie zur Erde zurückmüssen, sieht es nicht gut für Sie aus.“ In zwei Tagen würde er erkennen, daß ich weder zur Erde noch sonstwohin gehen würde. Gelton-City war die Endstation. Für ihn, für mich, für Perry Rhodan und über siebentaused andere Terraner. Trotzdem brachte ich es nicht fertig, Golots zu verhöhnen. Er war anständig und offen, und er wollte mir helfen. Ich wußte, daß er längst wieder in den Bergen sein wollte und offenbar nur meinetwegen noch in der Stadt geblieben war. „Ich werde es allein schaffen“, sagte ich zu dem Jäger.

„Sie trinken nicht ohne Grund“, meinte er. „Sie werden mit irgend etwas nicht fertig. Warum wollen Sie nicht mit mir darüber sprechen?“ Ich richtete mich auf. Ich zitterte so stark, daß ich mich vor Golots zu schämen begann. Der Alkohol, den ich in den letzten Tagen zu mir genommen hatte, zeigte nun seine Wirkung. Meine Kehle war ausgetrocknet. Als ich mich auf die Beine stellen wollte, gaben meine Knie nach.

Stumm sah mir der Jäger zu. Endlich gelang es mir aufrecht zu stehen. Wenige Augenblicke später wankte ich zum Tisch und wischte mir mit einem nassen Tuch über das Gesicht. Golots schenkte mir Kaffee ein. Ich versuchte zu lächeln.

„Eigentlich wollte ich jetzt noch nicht wieder nüchtern sein“, sagte ich.

Die Tür wurde geöffnet, und Gourtney streckte seinen Kopf herein.

„Fertig?“ fragte er. Als er sah, daß ich am Tisch saß, wurde er etwas freundlicher. Hinter ihm

drängte Langsy in den Raum.

„Mr. Beynon ist bereit, sich zu entschuldigen“, sagte Golots und schaute mich dabei beschwörend an. „Er möchte versichern, daß sich so ein Vorkommnis nicht wiederholen wird.“

„Kein Trinker hat je ein Versprechen gehalten“, bemerkte der Prediger. „Ich werde den Bürgermeister davon unterrichten.“

Gourtney schob ihn ärgerlich zur Seite und stützte sich mit beiden Händen auf den Tisch. Seine dicken Finger trommelten nervös auf der Tischplatte.

„Unter normalen Umständen müßte ich Sie einsperren“, sagte er. „Da jedoch der Beginn der Feiern anlässlich unserer Souveränität kurz bevorsteht, werde ich eine Ausnahme machen und Sie noch einmal in Ruhe lassen. Beim nächsten Zwischenfall werde ich mich jedoch persönlich beim Bürgermeister für Ihre Ausweisung einsetzen. Und Sie, Prediger“, - seine Stimme wurde laut und drohend - „werden schweigen und Mr. Beynon weiterhin bei sich behalten, bis er Arbeit und Unterkunft gefunden hat.“ Langsy verließ schimpfend das Zimmer und schlug die Tür hinter sich zu.

„Rasieren Sie sich!“ stieß Gourtney hervor, dann ging er ebenfalls hinaus.

Golots unterdrückte ein Lachen. „Er ist der gutmütigste Polizist, den ich je kennengelernt habe“, sagte er. „Wenn sich eines Tages in Gelton-City ein wirkliches Verbrechen ereignet, wird Gourtney vor ein ernstes Problem gestellt werden.“ Ich schaute mich im Zimmer um. „Wo ist der Hund?“ erkundigte ich mich. Golots wurde ernst. „Shak hat ihn geholt“, sagte er. „Ich konnte nichts dagegen tun - und Sie waren halb bewußtlos.“ Ich fuhr hoch und stieß den Kaffee um. Sofort überfiel mich ein Schwindelgefühl. Golots beobachtete mich besorgt. Er befürchtete offenbar, daß ich erneut Schwierigkeiten machen würde. Bevor er jedoch etwas sagen konnte, kam Langsys junger Helfer herein und legte eine Zeitung vor mich auf den Tisch. Er deutete auf einen Artikel auf der letzten Seite.

„Der GELTON-CITY-STAR“, sagte Golots. „Das Blatt erscheint einmal wöchentlich.“ Vor meinen Augen verschwammen die Buchstaben. Dann las ich die Überschrift des Artikels, den mir der Junge gezeigt hatte.

### *Agentenring aufgefliegen!*

*Der Galaktischen Abwehr ist es am 12. Februar Standardzeit gelungen, eine Agentengruppe dingfest zu machen, deren Hauptquartier auf dem Kolonialplaneten Uybe lag. Der Bande, die Verbindung zu akonischen Stellen haben soll, gehörten auch Terraner an, unter anderem der als Vertreter in vielen Kolonien bekannte Halley Governor.*

*Solarmarschall Allan D. Mercant gab keine näheren Erklärungen ab. Es wird jedoch vermutet, daß es in Kürze zu weiteren Verhaftungen kommen wird, wenn die Ermittlungen der Abwehr abgeschlossen sind.*

„Ich dachte, das würde Sie interessieren“, sagte Langsys Helfer. „Sie hatten mich nach diesem Halley Governor gefragt.“ „Danke“, murmelte ich.

Er nahm die Zeitung und zog sich zurück. Golots saß mir mit gerunzelter Stirn gegenüber. Er hatte den Artikel ebenfalls gelesen.

„Ich denke, jetzt bin ich auf einer Spur“, sagte er ruhig. „Sie haben etwas mit Governor zu tun. Gehören Sie zu der Agentengruppe?“ Die Art, wie er mich fragte, entlockte mir ein schwaches Lächeln. Der Jäger war von entwaffnender Ehrlichkeit.

„Ich hatte ein Verhältnis mit Governors Nichte“, sagte ich zu Golots. „Governor hat dafür gesorgt, daß wir wieder auseinandergingen.“

„Sie sehen nicht wie ein Mann aus, der sich aus Liebeskummer tagelang betrinkt“, stellte er fest.



Ich sprang auf. „Lassen Sie mich endlich in Ruhe!“ schrie ich ihn an. „Ich benötige keine Hilfe. Bieten Sie Ihre Dienste doch Langsy an, der sucht Männer wie Sie.“ Golots Faust schoß auf mich zu und traf mich voll gegen die Stirn. Ich fiel gegen den Stuhl und riß ihn mit zu Boden. Der Jäger stand auf und knöpfte seine Pelzjacke zu.  
„Ich denke, das wäre alles“, sagte er gelassen.  
Er ging hinaus, ohne sich noch einmal umzusehen.

\*

Ich lag minutenlang am Boden, ohne mich überhaupt zu bewegen. Es war nicht Golots Schlag, der mich am Aufstehen hinderte, sondern das Gefühl völliger Ausweglosigkeit. Nur eines hatte der Jäger erreicht: der alte Trotz gegen jede Bevormundung war wieder in mir erwacht. Ich war entschlossen, meinen vom Alkohol geschwächten Körper noch einmal zum Kampf gegen das unvermeidlich erscheinende Schicksal zu zwingen. Der Zeitungsartikel im GELTON-CITY-STAR bedeutete immerhin einen Hoffnungsschimmer. Vielleicht wußte die Galaktische Abwehr inzwischen längst, daß ich hier auf Gelton war. Wenn Rhodan rechtzeitig gewarnt wurde, verschob sich unter Umständen seine Ankunft in der Kolonie, bis man mich gefunden hatte. Ich bezweifelte jedoch, daß die Galaktische Abwehr bereits von dem Attentat wußte, das Itchs Bande geplant hatte. Verbrecher lebten immer in Erwartung ihrer Verhaftung. Sie hatten also bestimmt Vorkehrungen getroffen, um ihr größtes Geheimnis zu wahren.

Auch Itchs Agent hatte den Zeitungsartikel wahrscheinlich gelesen und war gewarnt.

Ich stand auf und schaute zum Fenster hinaus. Es war später Nachmittag. Das bedeutete, daß ich nicht mehr lange Zeit hatte, etwas zu unternehmen. Ich ging zum Waschtisch und kühlte mein brennendes Gesicht. Dann befolgte ich Gourtnays Rat und rasierte mich. Ich reinigte meine Kleidung und erlangte so ein einigermaßen menschliches Aussehen. Mein Gesicht war grau und eingefallen. Es hatte kaum noch Ähnlichkeit mit jenem Dunn Beynon, der am 28. Januar die Erde verlassen hatte.

Ich war froh, das Langsy und sein Helfer mich in Ruhe ließen. Als ich das Haus verließ, bewegte ich mich leise, um den Prediger nicht aus seinem Zimmer zu locken. Meine Schritte wirkten noch unsicher, und ich kam mir entkräftet vor.

Vor Langsys Haus parkte ein Fahrzeug. Der braungebrannte Kolonist, der mich vom Raumhafen zu Ben Loosens Restaurant gefahren hatte, saß auf dem Fahrersitz und winkte mir zu. Ich erinnerte mich, daß ich auch ihn nach Halley Governor gefragt hatte. Wollte er jetzt herausfinden, was ich mit diesem Mann zu tun hatte?

Unmittelbar vor dem Wagen blieb ich stehen.

„Ich habe kein Taxi bestellt“, sagte ich.

Er machte eine einladende Geste. „Wie war’s mit einer Freifahrt?“ „Das kommt darauf an, wohin sie führt.“ Er wurde ernst. „Ich muß mit Ihnen sprechen“, sagte er. „Ich suche Sie schon seit gestern. Von Langsy erfuhr ich, daß Sie ... äh... unterwegs waren.“ „Ich war berauscht“, sagte ich und kletterte auf den Beifahrersitz. „Das hat der Prediger Ihnen bestimmt erzählt.“ Schweigend startete er den Motor, und wir fuhren davon. Er beeilte sich, von der Hauptstraße wegzukommen. Die Kolonisten hatten die Stadt fertig geschmückt. Gelton-City hatte sich in den letzten Tagen verändert. Die Stadt bot ein farbiges Bild. Wir kamen an einer Reihe von Kuppeln vorüber, unter denen sich ein Großteil der Fabriken Geltons befanden. Der Kolonist blieb stumm, bis er das Fahrzeug auf einem schmalen Seitenweg anhielt.

„Sie haben in der Zeitung gelesen, was mit Halley Governor passiert ist“, sagte er schließlich.

Worauf wollte er hinaus? Bestimmt war er nicht mit mir herausgefahren, um mir die Landschaft zu zeigen. Dachte er vielleicht, daß er mich erpressen konnte?

„Ich habe es gelesen“, bestätigte ich.

Sein Gesichtsausdruck änderte sich plötzlich. Ich mußte unwillkürlich an ein in die Enge getriebenes Tier denken. Er zog eine kleine Energiepistole aus der Tasche und zielte damit auf meine Brust.

„Damit Sie nicht auf dumme Gedanken kommen“, sagte er mit zuckenden Mundwinkeln.

„Was soll das alles bedeuten?“ fragte ich verwirrt.

Mit der freien Hand klopfte er gegen seine Brust.

„Ich bin Itchs Agent“, erklärte er.

\*

Seltsamerweise dachte ich in diesem Augenblick an Shak und bedauerte die Tatsache, daß er es nicht war, der den Impuls ausstrahlen sollte. Es fiel mir schwer, in dem Fahrer des Taxis einen Feind zu sehen. Ich brauchte einige Sekunden, um mich mit dieser Situation vertraut zu machen.

„Unter normalen Umständen hätte ich mich nicht zu erkennen gegeben“, sagte Itchs Agent.

„Doch nun ist die Bande aufgefliegen, und es wird nicht mehr lange dauern, bis die Spürhunde der Abwehr auch hier auftauchen.“

Ich nickte bekräftigend. Es bereitete mir eine gewisse Befriedigung, die Angst dieses Mannes zu spüren.

„Ich muß hier verschwinden“, sagte er.

Ich dachte, ich hätte ihn nicht richtig verstanden. Bedeutete das etwa, daß er vor dem 20. Februar fliehen wollte, ohne den Impuls abzustrahlen, der die Bombe in meinem Körper aktivieren sollte?

Er grinste spöttisch. „Man hat Ihnen erzählt, daß es auf Gelton ein Gerät gibt, das das Unheil heraufbeschwören soll“, sagte er. „Einen solchen Apparat habe ich nie besessen.“

„Aber...“, begann ich.

Mit einer Handbewegung brachte er mich zum Verstummen.

„Ich habe lediglich Beobachtungsaufgaben. Als einziger Kolonist besitze ich das Gegengift gegen die Seuche, die Sie verbreiten werden. Die akonischen Hintermänner sind viel zu vorsichtig, um den Augenblick der Aktivierung der Bombe von einem Terraner bestimmen zu lassen. Sie haben eine unfehlbare Methode, diese Bakterienbombe im richtigen Moment hochgehen zu lassen.“ Die Hoffnung, die in mir aufgestiegen war, löste sich wieder auf. Ich sah neue, unvorhergesehene Schwierigkeiten auf mich zukommen.

„Was, glauben Sie, wird die Bombe dazu bringen, die Bakterien auszustreuen?“ fragte er mich.

Er beantwortete die Frage selbst.

„Es gibt nur einen Impuls, der das erreichen kann, Mr. Beynon: die Ausstrahlung von Perry Rhodans Zellaktivator.“

### *19. Februar*

Irgendwann, als Itchs Agent und ich uns im Wagen gegenüber saßen, begann auf den Kalendern für Standardzeit der 19. Februar. Später fiel es mir schwer, den genauen Augenblick zu bestimmen.

„Ja“, sagte der braungebrannte Fahrer. „Es wird Perry Rhodan selbst sein, der das Verhängnis auslöst.“

Ich zweifelte keinen Augenblick an der Wahrheit seiner Worte. Die Akonen kannten die Ausstrahlungen von Rhodans Zellaktivator genau. Für sie war es keine Schwierigkeit, die

winzige Bombe so zu konstruieren, daß sie sich nur öffnete, wenn Rhodan mit seinem Zellaktivator auftauchte. Das war die beste Sicherheit für Itchs Hintermänner, daß die Bakterien nicht im falschen Augenblick ausgestreut wurden. Die hinterlistigen Akonen bedienten sich eines einfachen, aber wirkungsvollen Tricks. Der lebenserhaltende Apparat, den Perry Rhodan von dem Geisteswesen des Kunstplaneten Wanderer bekommen hatte, würde nun das genaue Gegenteil seiner eigentlichen Aufgabe vollbringen. Ich wußte, daß es in der gesamten Galaxis nur wenige Zellaktivatorträger gab. Atlan, der Arkonide, Reginald Bull, der Stellvertreter Rhodans und einige fähige Wissenschaftler und Mutanten gehörten zu dieser Gruppe.

„Haben Itchs Hintermänner auch daran gedacht, daß der Zellaktivator Perry Rhodans vor der Seuche bewahren wird?“ fragte ich den Agenten. „Was nützt es, wenn siebentausend Menschen sterben, ohne daß das eigentliche Ziel erreicht wird?“ Mein Gegenüber lachte verächtlich. „In jenem winzigen Zylinder, den Sie in Ihrem Körper tragen, sind keine Bakterien, wie wir sie kennen. Der Zellaktivator kann Rhodan in diesem Fall nicht retten. Oder glauben Sie, daß Itch und seine Freunde nicht an die Möglichkeit einer Absorption der Bakterien durch den Zellaktivator gedacht haben?“ Ich hatte festgestellt, daß ich mit ihm über all diese Dinge sprechen konnte, ohne die üblichen Schmerzen zu bekommen. Das bewies eindeutig, daß der Nervenschocker nur reagierte, wenn ich Uneingeweihte über die Gefahr informieren wollte. In Itchs Plan schien es nicht die geringste Lücke zu geben.

„Steigen Sie jetzt aus, Beynon!“ stieß der Kolonist hervor.

Zögernd kam ich seiner Aufforderung nach.

„Warum haben Sie mir das alles erzählt?“ erkundigte ich mich.

Er blickte mich lange an. Dann fluchte er. „Denken Sie, ich spiele hier gern den Beobachter?“ Er hieb mit der Faust auf den leeren Beifahrersitz. „Was die Akonen vorhaben, ist ein übles Verbrechen. Doch ich kann es nicht verhindern. Ich kann ebenso wenig sprechen wie Sie, wenn es um diese Dinge geht. Deshalb verschwinde ich einfach, solange noch Zeit dazu ist.“ Verblüfft erkannte ich, daß er in fast der gleichen Situation war wie ich. Als er sich mit der Bande eingelassen hatte, war ihm sicher nicht zum Bewußtsein gekommen, was er tat. Nun war es für ein Zurück zu spät. Er hatte das getan, was ihm jetzt noch übriggeblieben war: er hatte mir die Wahrheit gesagt.

Das, dachte ich enttäuscht, konnte mir nicht helfen.

Er beschleunigte so plötzlich, daß er mich fast überfahren hätte. Ich sah ihm nach, wie er mit dem Wagen zwischen den großen Kuppeln verschwand. Mit gesenktem Kopf machte ich mich auf den Rückweg in die Innenstadt. Nun hatte ich überhaupt keine Chance mehr, von mir aus etwas gegen das Ende der Kolonie zu unternehmen. Es gab kein Hyperimpulsgerät in der Stadt, das ich vernichten konnte.

Der Zellaktivator Perry Rhodans würde die Bombe aktivieren. Im Augenblick war Rhodan mit diesem Gerät noch unerreichbar fern. Wenn er auf Gelton landen würde, blieb mir zum Handeln keine Zeit mehr. Die Impulse des Aktivators würden den Zylinder in meiner Hüfte erreichen, bevor das Raumschiff überhaupt aufgesetzt hatte.

„Mr. Beynon!“ rief jemand.

Ich schreckte hoch. Inzwischen hatte ich die Hauptstraße erreicht. Von der anderen Seite kam Ansom auf mich zugerannt. Er trug einige Werkzeuge auf seinem Rücken. Er war sonnenverbrannt, hager und glücklich. Als er mich fast erreicht hatte, stutzte er, als hätte er sich getäuscht. Nur zögernd ging er weiter auf mich zu.

Ja, dachte ich grimmig, er ist es, der alte Dunn Beynon, Versicherungsschwindler von Terra.

Ansom begrüßte mich herzlich, ohne seine Befangenheit ablegen zu können. Ich glaubte nicht, daß er von meinem Rausch wußte. Es war mein verändertes Aussehen, das ihn seltsam berühren mußte.

„Ich habe die ganze Zeit über auf Ihren Besuch gewartet“, sagte er.

„Ich hatte wenig Zeit“, erwiderte ich.

Ich spürte, daß wir aneinander vorbeiredeten. Obwohl ich enttäuscht darüber war, fand ich nicht die richtigen Worte, um den alten Kontakt zu Ansom wiederherzustellen. Es waren Welten, die uns trennten.

„Nach den Feierlichkeiten ziehe ich in mein eigenes Haus“, sagte er stolz. „Ich habe so viel Arbeit, daß ich nicht weiß, wo ich anfangen soll. Wahrscheinlich kann meine Frau schon bald nachkommen.“ „Wie schön für Sie“, sagte ich ausdruckslos.

Er vermied es, mir direkt in die Augen zu sehen.

„Was arbeiten Sie, Mr. Beynon?“ wollte er wissen.

„Ich eröffne einen Taxidienst“, sagte ich zu ihm. „Ich glaube, es wird ein neuer Fahrer gebraucht.“ Er starrte mich offenen Mundes an. Entweder dachte er, daß ich einen Koller hätte, oder er glaubte, ich würde mich über ihn lustig machen.

„Vielleicht... sehen wir uns bei den Feiern“, sagte er unsicher.

„Ja“, sagte ich, „das kann schon sein.“ Er beschäftigte sich verlegen mit seinem Werkzeug. Langsam wandte er sich von mir ab, als müßte er während dieser Bewegung darüber nachdenken, ob er auch wirklich gehen sollte.

Nach Golots hatte ich nun auch Ansom als Freund verloren.

Und Shak hatte den Hund.

\*

Ich betrat Shaks Lokal durch den Hintereingang im Garten. Aus dem Restaurant kamen die Stimmen einzelner Besucher, die bereits am frühen Abend zu Shak gekommen waren. Offenbar öffnete er früher, als es Ben Loosen immer getan hatte.

Ich gab mir keine Mühe, leise zu sein, doch meine Schritte wurden vom Lärm aus dem Lokal übertönt. Die Tür zum Arbeitszimmer stand offen. Shak saß am Tisch und machte Eintragungen in ein Buch. Ich beobachtete ihn einige Zeit. Immer, wenn er einen Punkt machte, ruckte sein Raubvogelgesicht ein Stück nach vorn. Von Oberst war keine Spur zu entdecken.

„Guten Abend, Shak“, sagte ich.

Er fuhr so schnell hoch, daß der Stuhl umkippte. Seine Augen glitzerten, als er mich anstarrte. Er kämpfte seine Überraschung nieder.

„Man sieht Ihnen an, wie Sie sich jetzt die Zeit vertreiben“, sagte er schneidend. Er öffnete und schloß seine Hände, als wollte er die Geschmeidigkeit seiner Finger überprüfen.

„Wo ist der Hund, Shak?“ fragte ich.

Er kicherte, als hätte ich einen Witz gemacht.

„Er hat sich offenbar bei Ihnen überfressen“, sagte Shak. „Ich habe ihn im Garten verscharrt.“

„Shak“, sagte ich langsam, während meine Blicke über den Raum glitten, „Sie haben diesmal Ihr Poliertuch nicht in der Nähe.“ Unwillkürlich schaute er sich um. Ich sprang ihn an, und die Wucht des Aufpralls warf ihn zu Boden. Wie eine Katze schnellte er herum und rammte mir den Kopf zwischen die Beine. Ich fiel über ihn, dann bildeten wir einen Augenblick ein verschlungenes Knäuel, aus dem nur die zuschlagenden Fäuste hervorkamen. Plötzlich hatte Shak den Stuhl in den Händen. Er holte aus. Ich rollte zur Seite. An der Stelle, an der ich gelegen hatte, brach der Stuhl auseinander. Holzsplitter regneten auf uns herab.

„Ha, ha!“ machte Shak.

Männer kamen aus dem Lokal in Shaks Arbeitszimmer gestürzt und trennten uns. Schweratmend wurde ich ins Freie hinausgezogen. Fremde, unfreundliche Gesichter umgaben mich. Im Augenblick war es mir gleichgültig, was sie mit mir tun würden. Nach einiger Zeit kam Shak

heraus. Sein eines Auge war zugeschwollen, aber er grinste mich an.

Jemand brachte Wasser aus einem Regenfaß und goß es mir über den Kopf. Shak tat nichts, als dazustehen und mich anzustarren.

Dann kam Gourtney. Wider Erwarten sprach er nicht viel. Er musterte mich einen Augenblick, dann schaute er sich Shak an.

„Der Kerl hat Shak überfallen“, kam eine Stimme aus der Menge.

„Männer wie Sie“, sagte Gourtney, als er mich zur Straße hinabzog, „landen früher oder später immer hinter Gittern. Daran läßt sich nichts ändern.“ Das war mehr als eine Philosophie. Es war Gournneys unumstößliche Meinung. Der Beamte hatte einen kleinen Wagen vor dem Lokalaufgang stehen. Er schob mich auf den Beifahrersitz und stieg dann ebenfalls ein.

„Ich werde Sie einsperren, bis Rhodan seinen Besuch abgeschlossen hat“, kündigte Gourtney an.

„Mit dem nächsten Passagierschiff werden Sie dann zur Erde zurückfliegen.“ Er hielt neben einem länglichen Gebäude unmittelbar am Ende der Hauptstraße. Wir stiegen aus. Auf dem Weg zu dem Haus fragte mich Gourtney, ob ich irgendwelche Wertsachen bei Langsy hätte, die er mir bringen könnte. Ich verneinte und fühlte, wie sein Groll gegen mich und seine Aufgabe ständig wuchsen.

Er schloß eine Tür auf und schob mich vor sich her in ein einfaches Büro.

„Wir haben kein richtiges Gefängnis“, sagte er. „Ich werde Sie in den hinteren Raum einschließen. Wenn Sie die Toilette benutzen wollen, müssen Sie mich rufen.“

Das Hinterzimmer besaß ein großes Fenster, durch das ich ohne weiteres fliehen konnte. Ich machte Gourtney darauf aufmerksam.

„Sie werden hierbleiben“, sagte er überzeugt.

Gourtney versorgte mich mit einem Essen, dem gegenüber Langsys Verpflegung sich kümmerlich ausgenommen hätte. Wir aßen zusammen im „Gefängnis“.

„Ich habe viel über Männer wie Sie gelesen“, eröffnete mir Gourtney nach dem Essen.

Was immer er gelesen hatte, es wurde von der Wirklichkeit übertroffen.

Doch das konnte Gourtney nicht wissen.

\*

Mitten in der Nacht stand ich auf und schaltete das Licht ein. Meine Blicke fielen auf die große Uhr über dem Wandschrank. Ich hatte noch nicht geschlafen.

Auf Gournneys Uhr konnte ich jede Stunde bis zur Ankunft Rhodans verrinnen sehen - wenn ich es wollte. Ich konnte ruhig auf dem Bett sitzen und warten.

Wann würde das Raumschiff landen? Ich rechnete damit, daß es in ungefähr zehn bis zwölf Stunden auf Gelton eintreffen würde.

Die Luft innerhalb des Zimmers kam mir unerträglich heiß vor. Ich ging zum Fenster und riß es auf. Fast im gleichen Augenblick flog die Tür auf, und Gourtney stürmte herein.

„He!“ rief ich. „Ich dachte, Sie schlafen. Sie waren doch so sicher, daß ich nicht ausbrechen würde.“ Er blickte traurig aus dem Fenster in die Nacht hinaus.

„Wollten Sie fliehen?“

Fliehen! Wie sollte er wissen, daß es für mich keine Flucht gab. Dieses Zimmer, was war es gegenüber dem Gefängnis, aus dem es für mich keinen Ausbruch geben konnte? Siebentausend Menschen lebten in Gelton-City. Alle, die ich bisher getroffen hatte, merkten, daß mit mir etwas nicht in Ordnung war. Keiner kam auf den Gedanken, mich ernsthaft zu untersuchen. Ich kannte den Grund dafür. In ihrer Beurteilung legten sie ihre eigenen Wertbegriffe als Maßstab an. Für sie gab es nur Schwarz und Weiß. Sie waren so stark im Aufbau der Kolonie begriffen, daß jedes andere Problem zurückstehen mußte. Ich fügte mich nicht in ihre Ordnung, das hatten sie

begriffen. Doch niemand forschte intensiv genug nach dem Warum. Geduldig warteten sie, daß ich mich ändern würde. Wenn sich diese Erwartung nicht erfüllen würde, hofften sie, daß man mich nach Terra abschob.

„Sie können schlafen“, sagte ich zu dem Beamten. „Ich werde diesen Raum nicht verlassen.“ Gourtney seufzte, verließ das Zimmer und schloß die Tür hinter sich. Ich war sicher, daß er draußen mit angespanntem Gehör lauerte, um beim geringsten verdächtigen Geräusch sofort hereinzukommen.

Ich warf mich aufs Bett. Insekten schwirrten, angezogen durch die helle Lampe, ins Zimmer herein. Schwacher Wind ließ die Fahnen auf dem Dach flattern, und der Lärm, den sie machten, wurde eins mit dem Knarren ausgetrockneten Holzes überall im Haus.

Da erschien inmitten des Fensters eine Gestalt.

„Halogh!“ rief ich überrascht.

Sofort war der Eingeborene wieder verschwunden. Ich sprang auf und hastete zum Fenster. Nichts war zu sehen. Ich wischte mir über die Augen.

Litt ich an Wahnvorstellungen? Die Umgebung des Hauses schien ruhig und verlassen vor mir zu liegen. Ich kehrte zum Bett zurück.

„Sind Sie noch da?“ rief Gourtney von draußen.

„Natürlich!“ gab ich zurück.

Ich hörte ihn stöhnen und dann kam das Knarren einer alten Couch, die er neben die Tür geschoben hatte und die unter seinem Körpergewicht ächzte. Das Erscheinen des Eingeborenen beschäftigte mich. Ich war sicher, das Wesen im Fenster gesehen zu haben. Der dunkle Pelz, die großen Augen und die Greifhände, mit denen er sich am Rahmen festgehalten hatte, das konnte keine Halluzination gewesen sein.

Was wollten sie von mir?

Ich schaute zur Uhr. Die Zeit verging schnell, Unaufhaltsam näherte sich der 20. Februar, der Tag, an dem Perry Rhodan der Kolonie die Unabhängigkeit geben würde.

Und ich, Dunn Beynon, der Kolonie den Tod...

## *20. Februar*

Ich erwachte vom Musiklärm. Sonnenlicht fiel durch das offene Fenster ins Zimmer. Von der Straße drang das Geschrei und der Gesang fröhlicher Kolonisten zu mir herein.

Der 20. Februar war angebrochen.

Er war nicht mit dunklen Wolken oder Sonnenfinsternis gekommen, dieser Tag, an dem sich das Schicksal der Kolonie entscheiden würde, sondern mit Sonnenschein, Jubel und Musik. Die Menschen dort draußen feierten ihr Ende, ohne es zu wissen.

Ich schaute zur Uhr. In drei bis vier Stunden mußte das Raumschiff mit Perry Rhodan an Bord landen. Ich stand auf und ging zum Fenster.

Gourtney war im Garten hinter dem Haus. Er stand im Schatten eines Baums und blickte zwischen den Mauern auf die Straße hinaus. Wahrscheinlich hatte er an diesem Festtag andere Aufgaben, doch er wagte nicht, mich ohne Aufsicht zu lassen.

Er wandte den Kopf und sah mich am Fenster stehen.

Ich merkte, wie er sich einen Ruck gab. Mit weit ausholenden Schritten ging er auf das Haus zu. Er wirkte ernst. Als er unter mir stand, blickte er mich prüfend an, dann zeigten seine fleischigen Finger auf den Boden unter dem Fenster.

„Sehen Sie sich das an“, sagte er. Seine Stimme klang unsicher, ich spürte, daß ihn etwas

beunruhigte. Ich beugte mich weit über die Fensterbank und sah, daß der Boden aufgewühlt war. Einzelne Spuren waren noch zu erkennen.

„Das waren keine Tiere“, sagte Gourtney. „Auch keine Menschen. Beynon, ich möchte wissen, was Sie dort oben in den Bergen getrieben haben?“

Die Spuren rührten von einem Eingeborenen her. Ich hatte mich also während der Nacht nicht getäuscht. Was hatte das Wesen von mir gewollt? Woher wußte es, daß ich bei Gourtney war?

Gourtney fing plötzlich an zu schreien: „Wenn Sie mit den Eingeborenen etwas angestellt haben, passiert ein Unglück!“ Er war vollkommen außer sich. „Wir wollen die Kolonie nicht wegen eines Narren verlieren.“

Da begriff ich, warum er so heftig reagierte. Er wußte, daß die Eingeborenen alles andere als ein stumpfsinniges, degeneriertes Volk waren. Nein, nicht nur er, sie wußten es alle. Die ganze Kolonie war darüber informiert, nicht nur Ben Loosen und einzelne Jäger. Deshalb hatten Ben Loosen und Shak nicht in die Berge fahren können. Wahrscheinlich gab es ein stillschweigendes Abkommen, daß sich niemand um die Eingeborenen kümmern durfte. Die Jäger bildeten eine Ausnahme. Sie waren gleichzeitig die Beobachter der Kolonie.

Allen Kolonisten war klar, daß Gelton-City sofort geräumt werden mußte, wenn das Kolonialamt erfuhr, daß die Eingeborenen über außergewöhnliche Fähigkeiten verfügten. Gelton wäre als Kolonie gestorben. Die Menschen von Gelton-City wollten ihre neue Heimat jedoch nicht mehr verlassen. Deshalb verheimlichten sie ihre Entdeckungen und vermieden es, mit den Eingeborenen Kontakt herzustellen.

„Was befürchten Sie?“ fragte ich den Beamten. „Haben Sie Angst, daß Perry Rhodan feststellen könnte, daß er die Souveränität einer Kolonie gibt, die überhaupt nicht existieren dürfte, weil bereits ein intelligentes Volk auf dieser Welt lebt?“ Ich hatte seine wunde Stelle genau getroffen. Jetzt wurde mir klar, warum man in den ersten Wochen die neu angekommenen Kolonisten so gut betreute und Patenschaften für sie übernahm. Man wollte nicht, daß sie etwas von jenen Dingen erfuhren, die in den Bergen geschahen. Die Mühe, die man sich mit Neuankömmlingen machte, war in Wirklichkeit nur eine sichere Methode, Uneingeweihte ständig zu beobachten. Wochen später, wenn sich der Neuling eingelebt hatte und nicht mehr zurück wollte, erfuhr er dann die Wahrheit. Natürlich schwieg auch er. Alle anderen, von denen man annahm, daß sie reden würden, schickte man nach Terra zurück.

Jetzt verstand ich, warum Ben Loosen mich heimlich am frühen Morgen hatte losfahren lassen.

„Machen Sie sich keine Sorgen“, sagte ich zu dem tobenden Gourtney. „Niemand wird je erfahren, was mit den Eingeborenen los ist.“

„Ich kenne Ihren Preis!“ schrie der Beamte. Offenbar dachte er, daß ich die Kolonie dazu zwingen wollte, mich nicht auszustoßen.

„Ihre Aufregung ist völlig unangebracht“, sagte ich, doch Gourtney hörte mir überhaupt nicht zu. Er schien zu glauben, daß das Ende der Kolonie unmittelbar bevorstand, und damit hatte er - wenn auch im anderen Sinn - nicht einmal unrecht.

„Ich werde mit dem Bürgermeister sprechen“, sagte Gourtney. „Er muß verhindern, daß es zu einer Katastrophe kommt.“

„Kein Bürgermeister des Universums kann Ihnen helfen“, sagte ich grimmig, aber er rannte schon davon. Wahrscheinlich wollte er unbedingt vor Rhodans Ankunft noch eine Lösung herbeiführen.

Ohne Hast kletterte ich aus dem Fenster. Ich hatte noch eine schwache Hoffnung, einen Teil der Kolonisten retten zu können. Ich rechnete damit, daß nach der Aktivierung der Bombe die Tätigkeit des Nervenschockers aussetzte. Das konnte bedeuten, daß ich unmittelbar nach Rhodans Ankunft über das Attentat sprechen konnte. Vielleicht war Perry Rhodan in der Lage, einige Kolonisten durch Sofortmaßnahmen zu retten.

Ich ging um Gourtneys Haus herum. Auf der Hauptstraße wanderten die Kolonisten in Gruppen zum Raumhafen. Niemand schien heute zu arbeiten. Über Nacht hatte sich der Straßenschmuck verdoppelt. An den Vorderfronten der Häuser hingen Spruchbänder.

Wenn alles, was ich von Rhodan gehört hatte, der Wahrheit entsprach, mußte er froh sein, wenn er diesen Rummel hinter sich hatte.

Die Feierlichkeiten würden schnell enden, und die jubelnden Menschen würden sich in verzweifelte Todkranke verwandeln.

Niemand nahm Notiz von mir, als ich mich unter die Menge mischte und ebenfalls die Richtung zum Raumhafen einschlug. Etwa hundert Meter hinter mir marschierte eine Kapelle die Straße herauf. Die Instrumente glänzten im Sonnenlicht. Große, geschmückte Wagen fuhren vorüber. Auf den Ladeflächen standen jüngere Kolonisten, die es offenbar besonders eilig hatten, ihr Ziel zu erreichen.

Ich wunderte mich, daß ich unter den lachenden und singenden Menschen nicht auffiel.

Dann stand plötzlich Ansom vor mir. Er trug einen bunten Papierhut und ein Abzeichen am Kragen. Diesmal war er nicht verlegen. Sein Gesicht war gerötet. Ich vermutete, daß er getrunken hatte.

„Ich dachte, Gourtney hätte Sie eingesperrt“, begrüßte er mich. Sofort spürte ich, daß er mich als einen Gegner betrachtete. Wahrscheinlich war Ansom inzwischen von Balbalis über die Eingeborenen aufgeklärt worden.

Ich ignorierte seine Unfreundlichkeit.

„Ich bin unter die Amnestie gefallen“, sagte ich. „An diesem Tag werden alle Gefangenen entlassen.“

„Es gab bisher nur einen Gefangenen in Gelton-City“, erklärte er gereizt.

Ich wurde ärgerlich. Warum glaubte jeder Kolonist, daß man Dunn Beynon Moralpredigten halten mußte?

„Ansom“, sagte ich, „verderben Sie sich nicht die Lust am Feiern. Lassen Sie mich in Ruhe.“

„Was wollen Sie eigentlich beweisen?“ fragte er. „Daß Sie stolz und unabhängig sind und nicht an solchen spießbürgerlichen Vergnügen teilzunehmen brauchen?“

„Sie sind weiter von der Wahrheit entfernt als je zuvor“, sagte ich müde. „Hören Sie auf, den Psychologen zu spielen.“

Das ernüchterte ihn. Er war froh, als jemand auf uns zugerannt kam, ihn am Arm ergriff und fortzog. Die Musikkapelle holte mich ein. Die Spieler trugen dunkelblaue Uniformen mit Goldlitzen. Der Lärm ihrer Darbietungen übertraf die Qualität bei weitem, doch das schien niemand zu stören. Die Kolonisten begannen auf der Straße zu tanzen. Eine Frau wollte sich bei mir unterhaken und mich in den Kreis der Tanzgruppe ziehen.

Ich flüchtete zur anderen Straßenseite hinüber. Ihr Gelächter verfolgte mich, bis es von der Musik übertönt wurde. In zwei Stunden würden diese Menschen jäh aus ihrem Glückstaumel gerissen werden. Das konnte jetzt nicht mehr verhindert werden.

Ich achtete darauf, daß ich mich von den einzelnen Gruppen fernhielt. Ob Gourtney schon festgestellt hatte, daß ich nicht mehr in seinem Haus war? Würde er mich suchen lassen? Es war mir gleichgültig. Ich hatte einen inneren Frieden gefunden, einen Frieden, der vielleicht nur auf Müdigkeit und Resignation basierte, aber endlich jenen Zwang zum Handeln von mir nahm, den ich seit den Ereignissen auf Uvbe in mir gefühlt hatte.

\*

Unmittelbar neben den Eingängen des Raumhafens war eine Tribüne errichtet worden, die den größten Teil der Kolonisten aufnehmen konnte. Sie war bereits besetzt, als ich den Raumhafen



erreichte. Ein Meer von Blumen war dekorativ verteilt worden. Sogar der Weg auf den Landeplatz hinaus war mit Blumen ausgelegt. Vor der Tribüne stand ein Podium, von dem aus Rhodan wahrscheinlich sprechen sollte.

Niemand hielt mich auf, als ich durch die Sperren ging. Heute schien es keine Kontrollmaßnahmen zu geben. Ich entfernte mich von der Tribüne, bis ich sicher sein konnte, keine Aufmerksamkeit zu erregen. Etwa sechzig Meter vom Podium entfernt lehnte ich mich an die Wand eines flachen Gebäudes. Gleich darauf kam ein alter Mann heraus. Er war kurzsichtig und kniff die Augen zusammen, als er mich entdeckte.

„He!“ rief er mir zu. „Von dieser Stelle aus werden Sie nicht viel sehen.“

„Sie sind ja auch hier“, entgegnete ich.

Er kicherte und schlug sich auf seine dünnen Oberschenkel. Dann warf er mir einen listigen Blick zu, ging hinein und kam gleich darauf mit zwei Stühlen zurück. Er stellte sie gegen die Hauswand und machte eine einladende Handbewegung.

„Hier ist keine Sonne“, sagte er zufrieden. „Ein schönes, kühles Plätzchen, nicht wahr?“

Er zog eine Flasche aus seiner Jackentasche, öffnete sie und nahm mehrere Schlucke. Schmatzend setzte er sie ab und wischte sich mit dem Handrücken über den Mund. Dann schneuzte er sich ungeniert und schob die Flasche zurück.

„Das erinnert mich fast an den ersten Jahrestag der Gründung“, sagte er feierlich. Ein Fuselgeruch wehte von ihm herüber. „Damals gehörte ich noch zu den jungen Burschen, die alles regelten. Aber heute...“ Er spuckte verächtlich aus und überließ es mir, über das Heute nachzudenken.

Eine Weile döste er vor sich hin, sein dürrer Körper wurde in regelmäßigen Abständen von Rülpsen geradezu geschüttelt. Ich glaube, er war der glücklichste Mensch auf dem gesamten Platz. Plötzlich schlug er die Augen auf und schaute zu mir herüber.

„Ich habe Sie noch nie hier gesehen“, sagte er. „Gehören Sie zu den Jägern?“ „Ja“, log ich. „Ich bin fast nur in den Bergen.“ „Darauf“, erklärte er genüßlich, „muß ich was trinken.“ Er brachte die schmutzige Flasche zum Vorschein und bot sie mir an. Er war erleichtert, als ich den Kopf schüttelte. Nachdem er getrunken und die Flasche fast geleert hatte, sagte er: „Ich glaube, die Eingeborenen sind besser als alle Mutanten des Imperiums zusammen.“

Ich erstarrte. Er hielt mich für einen Jäger und begann ohne Hemmungen von den Eingeborenen zu sprechen.

„Sie müssen es doch wissen“, ereiferte er sich, „Sie sind besser, nicht wahr?“ „Ja“, nickte ich, um ihn zu beruhigen. Er schien ganz stolz darauf zu sein, auf dieser Welt zu leben.

„Ist es nicht ein Jammer, daß wir nichts verraten dürfen?“ wollte er wissen.

„Wenn wir die Kolonie erhalten wollen, müssen wir so handeln“, gab ich zurück.

Er schien die Lust an einer Fortsetzung des Gesprächs verloren zu haben. Sein Kopf sank auf die Brust. Kurz darauf schlief er ein.

Vor der Tribüne waren die Musiker aufmarschiert. Eine Stunde vor der Landung war Gelton-City bereit für den großen Empfang. Ich sah Gourtney zusammen mit einem anderen Mann neben der Tribüne auftauchen. Sie diskutierten heftig miteinander. Der Fremde deutete immer wieder in die Tribüne hinein, bis Gourtney beide Arme in die Luft warf und sich zwischen zwei Reihen von Kolonisten hindurchzwängte.

Es sah ganz so aus, als wollte mich Gourtney auf der Tribüne suchen. Nun, dann hatte er eine Beschäftigung, bis das Raumschiff landete.

Ein Böller wurde abgefeuert. Der Alte neben mir erwachte. „Ist es soweit?“ wollte er wissen. „Zum Teufel, wenn ich erwache, habe ich immer einen Brummschädel.“

Ich erklärte ihm, daß es noch einige Zeit dauern würde, und er sank zufrieden auf den Stuhl zurück. Ich beobachtete die Tribüne. Einmal glaubte ich, Gourtney mit rudelnden Armen in einer

Menschentraube zu erkennen, doch es konnte auch ein anderer Mann sein.

Viel früher als ich erwartet hatte, wurde die Luft von einem dumpfen Dröhnen erfüllt, dessen Schwingungen den gesamten Planeten zur Vibration zu bringen schienen. Ich blickte in den wolkenlosen Himmel hinauf. Ein 200 Meter durchmessender Schwerer Kreuzer der TERRA-Klasse senkte sich auf die Oberfläche Geltons herab.

Die Kapellen begannen zu spielen, doch das sah man nur an den Bewegungen, denn der Lärm des Riesenschiffs übertönte alles andere. Der alte Kolonist an meiner Seite sprang auf.

Eine geheimnisvolle Kraft schien mir die Luft abzuschneiden. Ich sah, wie der Kreuzer langsam dem Boden entgegensank, unaufhaltsam wie die Sonne, die im Augenblick ihren höchsten Stand erreicht hatte.

Und dann war ich plötzlich auf den Beinen. Meine Gedanken waren ein Chaos an Sinneseindrücken und wahnsinnigen Entschlüssen. Ich rannte aus dem Schatten des Gebäudes. Die Blicke der Kolonisten waren ausnahmslos in den Himmel gerichtet. Ich begann zu schreien, doch meine Stimme ging im Donnern der Triebwerke unter. Meine Füße zertrampelten die sorgfältig ausgelegten Blumen.

Ich erreichte das Podium. Von der Tribüne näherte sich eine Gruppe von drei Männern in würdevoller Haltung. Dann sahen sie mich und blieben in grenzenloser Verblüffung stehen.

Ich umklammerte das Mikrophon.

Irgendwo über mir war der Schatten des Schiffes, das langsam aber stetig tiefer sank. Die Landestützen wurden bereits ausgefahren. Keuchend zog ich das Mikrophon zu mir heran.

„Haltet das Schiff auf!“ schrie ich. „Es darf nicht...“ die sengende Glut des Schmerzes ließ mich zurücktaumeln. Ich wurde zu einem hilflos zuckenden Bündel, das auf dem Podium hin- und herschwankte. Doch irgend etwas trieb mich wieder auf das Mikrophon zu, das ich kaum noch erkennen konnte. Meine Hände streckten sich danach aus, doch da kamen einige Kolonisten heran und zerrten mich vom Podium. Sie schrien mich an, aber ich verstand sie nicht. Ich kämpfte verzweifelt gegen sie an. Auf der Tribüne wurde man auf uns aufmerksam.

Sie schlugen mich nieder, dann schleiften sie mich davon, bis hinter die Tribüne, wo ich halb betäubt liegenblieb. Ich hörte, wie sie schimpften und hastig ihre Kleider wieder in Ordnung brachten. Ohne sich um mich zu kümmern, gingen sie davon.

Noch immer erschütterte der Lärm des Schiffes den Raumhafen. Ich begriff, daß ich nichts mehr tun konnte, daß Rhodan und Gelton verloren waren. Das Attentat war gelungen. Jeden Augenblick mußte die winzige Bombe in meinem Körper durch den Zellaktivator Rhodans zur Explosion gebracht werden.

Ich richtete mich auf die Knie.

Dunkle Schatten tanzten um mich herum. Nein, keine Schatten, sondern Körper aus Fleisch und Blut. Meine Blicke klärten sich etwas. Ich war von Eingeborenen umringt. Ich wußte nicht, woher sie kamen. Niemand hatte sie gesehen, denn die Stadt war menschenleer, und die Aufmerksamkeit aller Kolonisten war auf das Schiff gerichtet.

Ich nahm den eigenartigen Körpergeruch wahr, den die Geltoner verströmten. Sie hatten sogar die Trommel mitgebracht.

Ich mußte wahnsinnig sein.

Die tanzenden Körper zuckten. Der dumpfe Schlag der Trommel schien den Lärm des Raumschiffs zu übertönen. Ohne es zu merken, gab ich dem primitiven Rhythmus der Trommel nach. Ich lag auf den Knien, mein Oberkörper wiegte sich sanft hin und her.

Die schlanken Gestalten schoben sich zusammen und glitten wieder auseinander, ein Tanz von unübertrefflicher Geschmeidigkeit, ein Fließen der Glieder ohne Übergang und ruckartige Bewegungen. Trotzdem war dieser Tanz von ursprünglicher Wildheit, besessen ausgeführt von

Wesen, die nichts mit einem Menschen gemeinsam hatten.

Enger wurde der Kreis der Tänzer. Die Körper schoben sich scheinbar ineinander, verschmolzen zu einer wogenden Masse, die mich wie ein undurchsichtiges Gespinnst umgab.

Sie umschlossen mich, schoben und drängten mich, glitten scheinbar durch mich hindurch. Etwas in meinem Körper machte die Bewegungen der Tänzer mit, paßte sich diesem Dahingleiten an. Mathematische Genauigkeit der Tanzfiguren. Symbolhafte Darstellung eines Kontinuums. Dunn Beynon als Teil eines unerträglichen Ganzen. Schieben, Drängen, Dahingleiten und dann... völlige Auflösung...

\*

*Vor der durchsichtigen Wand heult der Schneesturm. Riesige Gebläse, die rings um den Palast angebracht sind, wirbeln die Schneemassen hoch und schleudern sie in das Land hinaus.*

*„Er steht hier seit Äonen“, sagt Forch. „Und nichts, kein Sturm, keine Feuerglut und keine Überflutung vermochten auch nur seine Außenfläche zu beschädigen.“*

*„Woher willst du das wissen?“ fragte ich.*

*Forchs pockennarbiger Körper schrumpft zusammen, bis nur noch seine Augen zu sehen sind. Er schweigt. Ob er auch zu denen gehört, die warten? Was für ein Gefühl, vor einer Glaswand zu stehen, die kein Anfang und kein Ende zu haben scheint und in eine Eiswelt hinauszublicken.*

*„Dies ist noch nicht einmal eine Sammelstelle“, sagt Forch. „Der Palast gehört zu den Außenstationen.“ Er schüttelt sich angewidert. Seine borkige Haut blättert an manchen Stellen ab. „Ich bin froh, wenn ich das alles hinter mir habe. Dieser Körper hat nicht die geringsten Vorzüge. Er ist schwerfällig, wird leicht krank und kann keine angenehmen Gefühle empfinden.“ Seine Augen treten etwas hervor. „Wie ist das mit dir? Eine solche Umwandlung habe ich noch nie gesehen. Wo wurdest du eingesetzt?“ „Ich bin nicht umgewandelt“, entgegnete ich. „Dies ist mein richtiger Körper. Ich war auch in keinem Einsatz. Ich weiß überhaupt nicht, was das alles bedeutet.“ Forch rollt beleidigt etwas zurück. Doch seine Neugier treibt ihn sogleich wieder heran.*

*„Warst du vielleicht in der kleinen Galaxis? Ich habe gehört, daß wir dort nur einen kleinen Stamm von Beobachtern haben.“ Er hüstelt geheimnisvoll. „Stimmt es, daß sich dort ein Volk so entwickelt hat, daß es bald zu einer benachbarten Galaxis aufbrechen wird? Und das mit Raumschiffen. Man stelle sich vor: mit Raumschiffen!“ Er kugelte sich vor Vergnügen.*

*„Forch“, frage ich, „wieviel Wesen warten hier?“ „Dreißig“, erwidert er. „Für eine Außenstation ist das viel. In den Sammelstellen ist mehr los. Trotzdem brauchen sie nicht so lange für die Abfertigung.“ „Wäre es für dich vorstellbar, daß ich ein wirklich Fremder bin, Forch, der durch besondere Umstände hierher kam?“*

*Forchs winzige Ärmchen zucken hin und her.*

*„In einer Sammelstelle ist einmal so etwas passiert“, erinnert er sich. „Da schickten einige Beobachter einen Fremden, weil sie selbst nicht mehr zurück konnten.“ „Was ist mit dem Fremden geschehen?“ „Wer soll das wissen?“ Forch rollt nachdenklich herum. „Ich wäre dafür, in einem solchen Fall den Fremden umzuwandeln und auf eine tote Welt zu schicken.“*

*„Kannst du dir vorstellen, daß ich nicht weiß, wer ich bin, Forch?“ fragte ich ihn. „Glaubst du mir, daß ich weder meinen Namen noch meine Herkunft kenne?“ Ich breite die Arme aus. „Ich war plötzlich hier, das ist alles, was ich weiß.“ „Jetzt verstehe ich alles“, sagt Forch zufrieden. „Du hattest einen Geheimauftrag. Im Augenblick des Übergangs hat man dein Gedächtnis ausgelöscht. Mach dir keine Sorgen. Sobald du zurückverwandelt bist, wirst du deine Erinnerung wiederhaben.“ „Dies ist mein richtiger Körper“, wiederhole ich.*

*„Woher willst du das wissen?“*

*„Ich fühle es.“ Forch lacht vor Vergnügen, bis ganze Hautfetzen sich von seinem Körper lösen. „Ich wette, du bist einer der ganz großen Burschen“, meint er.*

*Unsere Unterhaltung wird unterbrochen, als zwei schlanke Gestalten neben uns auftauchen und mich an den Armen nehmen. Während Forch respektvoll zurückweicht, führen sie mich davon. Draußen wirft sich der Sturm mit voller Wucht gegen die durchsichtige Wand, kämpft gegen das Hindernis an, das er nicht besiegen kann. Berge von Schnee werden von den Gebläsen zurückgeworfen. Bald haben meine Begleiter und ich die Wartenden weit hinter uns gelassen.*

*Wir betreten einen Raum aus leuchtendem Kristall, einen gläsernen Dom, der aus Millionen künstlicher Augen auf mich herabstarrt. Auf einem kristallinen Sockel sitzt ein Wesen mit vier langen Armen und einem schlanken, haarlosen Kopf. Der übrige Körper ist von einem Umhang verhüllt.*

*Die beiden Wesen, die mich hergebracht haben, gleiten lautlos zurück, und es gibt nur noch die Gestalt auf dem Sockel und mich.*

*„Sie sind ein ungewöhnliches Problem für uns“, sagt mein Gegenüber. „Wir haben bereits Kontakt zu einer Sammelstelle aufgenommen, damit man uns berät. Doch die Verantwortlichen zogen es vor, die Entscheidung uns zu überlassen.“*

*„Ich verstehe nichts“, gebe ich zurück.*

*Er beugt sich etwas in meine Richtung vor, so daß sein Umhang sich um den Sockel legt.*

*„Wirklich nicht, Dunn Beynon?“ fragt er.*

*Ich weiche vor ihm zurück. Mein gemartertes Gehirn will vor der Last der Erinnerung fliehen, will sich zurückziehen in geistige Umnachtung, doch eine stärkere Kraft zwingt mich, das alles zu ertragen. Ich bin wie paralysiert, als der Fremde vom Sockel herabsteigt und mich sanft berührt.*

*„Das Schlimme ist, daß es nur auf wenige Ihrer tausend Fragen eine Antwort geben kann“, sagt er zu mir.*

*Ich höre ihn kaum.*

*„Sie haben einen starken Schock erlitten, von dem Sie sich erst nach längerer Zeit erholen werden“, sagt er. „Ohne unsere Unterstützung wären Sie wahnsinnig geworden.“ „Wo ... wo bin ich?“ stoße ich hervor.*

*Seine vier langen Arme bewegen sich wie Schlangen. In seinem Blick ist weder Bössartigkeit noch Freundlichkeit zu erkennen. Ich merke, daß ich ihm vollkommen gleichgültig bin.*

*„Stellen Sie sich vor, Sie befänden sich im Gebäude einer Organisation“, sagt er langsam, als müsse er über jedes einzelne Wort nachdenken.*

*„Was für eine Organisation?“*

*„Eine Organisation, deren Mitglieder statistische Aufgaben haben“, erwidert er. „Wir schicken Beobachter in alle Teile des Universums. Wenn sie zurückkehren, werden ihre Beobachtungen statistisch ausgewertet.“ Das alles muß ein Alptraum sein, denn was er sagt, ist so unmöglich und gleichzeitig so nüchtern, daß es nie Wirklichkeit sein kann.*

*„Wir sind weder Eroberer noch Wächter“, fährt er fort. „Im allgemeinen kümmern wir uns um nichts. Da wir uns für unsere Arbeit auf fremden Welten zuvor einer Umwandlung unterziehen und eine Körperform annehmen, die den jeweiligen natürlichen Gegebenheiten angepaßt ist, kommt es selten zu Zwischenfällen. Außerdem kümmern wir uns grundsätzlich nur um Planeten, die nicht von intelligenten Eingeborenen bewohnt werden.“ Er lächelt traurig, als bereite es ihm Kummer, daß er mir diese Tatsachen nicht begreiflich machen kann.*

*„Natürlich kommt es vor, daß Welten, auf denen unsere Beobachter leben, von anderen Völkern kolonisiert werden. Dann bleibt den Beobachtern nur die Möglichkeit, sich unauffällig zurückzuziehen. Das muß so geschehen, daß es nicht zu Schwierigkeiten kommt.“*

*„Welchen Sinn hat das alles?“ erkundige ich mich. „Warum sollte jemand Interesse daran haben, das Universum statistisch zu erfassen?“*

„Das werden Sie als Mitglied eines Volkes, das noch auf Raumschiffe angewiesen ist, wenn es einen anderen Planeten erreichen will, kaum verstehen.“ Er formt mit den vier Händen eine imaginäre Figur. „Wir beherrschen die Materie fast vollkommen, aber gewisse Gesetze, die es im Universum gibt, können wir nicht überwinden. Wir stellen eine gewaltige Statistik auf, um am Verhalten einzelner Sonnensysteme zu erkennen, welche Geschehnisse sich unter bestimmten Umständen wiederholen. Dazu brauchen wir unzählige Beispiele.“

Ein statistisches Amt! Es war so phantastisch, so unvorstellbar.

„Wir haben überall Außenstationen“, berichtet der Statistiker weiter. „Von dort werden Beobachter ausgeschickt und wieder zurückgeholt. Außerdem gibt es Sammelstellen. Das sind die Herzen unserer Organisation. Dort laufen alle ermittelten Daten zusammen. Inzwischen haben wir herausgefunden, daß das Universum einmal in seiner Existenz bedroht sein wird.“

Den Zeitpunkt kennen wir nicht, ebenso wenig wie die Gründe, die zu der Katastrophe führen werden. Da wir berechtigten Grund zu der Annahme haben, daß in dieser unendlich fernen Zukunft die Nachkommen unseres Volkes noch irgendwo leben, wollen wir einen Weg finden, unseren Fortbestand zu sichern.“

Es übersteigt mein Begriffsvermögen, was er mir erklärt. Die Aufgabe, die diese Wesen sich gestellt haben, erscheint mir undurchführbar.

Wieder fange ich an zu zweifeln.

„Die Eingeborenen auf Gelton wurden bereits bei der Gründung der Kolonie entdeckt. Das ist jetzt mehrere Jahrzehnte her. Warum sind sie nicht längst verschwunden?“

„Was sind drei oder vier Jahrzehnte Ihrer Zeitrechnung?“ fragt er. „Es kommt vor, daß mehrere Generationen von Beobachtern auf einem Planeten leben müssen, ohne daß sie ihre Aufgabe beenden können. Auch ich erlebe nur einen kleinen Zeitabschnitt, einen Bruchteil jener Zeit, die wir benötigen werden, um die Antworten auf unsere Fragen zu finden.“

„Wie gelangen die Beobachter auf die einzelnen Planeten! Wie bin ich auf diese Welt gekommen?“

Er rafft seinen Umhang zusammen. Prüfend sieht er mich an. „Aufpassen!“ ruft er mir zu. Dann schwebt er langsam vom Sockel hoch, bis hinauf in den glitzernden Dom. Ich werde geblendet, als ich zu ihm hinauf blicke. Kurz darauf kommt er wieder auf den Sockel herunter.

„Paranormale Fähigkeit!“ vermute ich.

„Kinetische Energie, das ist vielleicht noch der beste Ausdruck“, sagt er lächelnd. „Wir machen uns alle Bewegungen des Universums zunutze. Es ist erstaunlich, was man bei geschickter Manipulation alles damit anfangen kann.“

„Ich beherrsche diese Fähigkeit nicht“, wende ich ein. „Trotzdem bin ich hier.“ „Andere haben Sie getragen, nachdem Ihre geistige Bereitschaft so groß war, daß Ihr Beharrungsvermögen überwunden werden konnte. Dazu war es nötig, diese Bereitschaft in Ihnen zu wecken. Wäre jemand zu Ihnen gekommen, um Ihnen zu erklären, daß Sie mit Hilfe kinetischer Kräfte hierher kommen können, hätte das Ihren gesunden Menschenverstand zum unbewußten Widerspruch getrieben. Ich weiß nicht, was die Beobachter auf jener Welt - hieß sie nicht Gelten? - getan haben, um Sie in Bereitschaft zu versetzen, es ist ihnen jedoch gelungen.“

„Wie können Sie mir beweisen, daß ich nicht wahnsinnig bin, daß ich nicht träume?“ „Das kann ich nicht. Jeder Beweis, den ich Ihnen geben kann, würde Sie wiederum glauben lassen, etwas Übernatürliches vor sich zu haben.“

Das war logisch. Was immer er tat, die Umgebung, in der es geschah, blieb immer phantastisch.

„Ich trage einen Metallkörper mit gefährlichen Bakterien mit mir herum, sage ich. Ich atme erleichtert auf, als diese Worte mühelos über meine Lippen kommen, ohne daß der Schmerz mich wieder überfällt.“

„Ich weiß“, nickt er. „Machen Sie sich darum keine Sorgen. Es kann nichts mehr passieren.“

*„Wurde die Mikrobombe bereits auf Gelton aktiviert?“ frage ich.*

*„Wer kann das wissen? Ich glaube es jedoch nicht, denn keiner der Beobachter gab eine Warnung durch. Im übrigen haben sie jetzt alle Gelton verlassen.“*

*Ich schließe einen Augenblick die Augen und denke nach.*

*„Man wird nach mir suchen“, sage ich. „Sobald man feststellt, daß die Eingeborenen nicht mehr da sind, wird die Abwehr des Solaren Imperiums die Fährte aufnehmen.“ Er schlägt sich leicht auf die Brust. Es ist schwer zu sagen, was diese Geste ausdrücken soll.*

*„Wir denken an alles“, sagt er trocken. „Wir haben große Übung. Am Anfang kam es oft zu Zwischenfällen, doch jetzt kommen wir mit unserer Arbeit gut voran. Wir werden einige harmlose Tiere umwandeln und nach Gelton schicken. Wahrscheinlich ist das schon erledigt. Diese Wesen werden die Rolle unserer Beobachter übernehmen. Sie haben den Vorteil, tatsächlich primitiv zu sein. Kein noch so guter Agent wird je etwas herausfinden können.“*

*„Ja“, sage ich. „Aber was ist mit mir? Mich können Sie nicht zurückschicken.“*

*„Wir könnten es, aber ich weiß nicht, ob ich es veranlassen soll.“ Er erhebt sich und bleibt einen Augenblick vor mir stehen.*

*„Es ist nicht schlimm, wenn man Sie nicht findet. Sie können sicher sein, daß man Ihr Verschwinden als einen Unfall erkennt. Man wird annehmen, daß Sie in einen Fluß gestürzt oder in einer Bergschlucht umgekommen sind. Vielleicht glaubt man auch, daß Sie in unbewohnte Regionen des Planeten geflohen sind.“*

*Ich weiß nur zu gut, daß er recht hat. Nie wird Perry Rhodan oder ein anderer Mensch von den Statistikern erfahren.*

*„Ich muß nachdenken“, sagt das Wesen. „Vom nächsten Sammelplatz hat man mir keine Vorschläge gemacht.“*

*Forchs Worte fallen mir ein. Er sprach von einer toten Welt, auf die man einen Fremden schicken sollte. Ich weiß nicht, was das für ein Planet ist, doch der Name, den man für ihn geprägt hat, klingt beunruhigend.*

*„Es wird eine eingehende Prüfung Ihrer Persönlichkeit nötig sein“, sagt das Wesen. „Da wir hier die Verantwortung tragen sollen, darf ich keinen Fehler machen.“*

*Plötzlich sinkt ein Teil des Domes auf mich herab, hüllt mich ein wie ein Gespinnst aus schimmerndem Silber - und ich stehe wieder vor dieser unbegreiflichen Wand aus Glas und starre in den Schneesturm hinaus. Eine rundliche Gestalt kommt auf mich zugerollt: Forch.*

*„Ich warte immer noch“, sagt er. „Ich glaube, daß sie ein großes Problem haben, wenn es solange dauert.“*

*„Das Problem bin ich“, erwidere ich. „Ich bin ein Fremder.“*

*„Fein!“ ruft Forch. „Jetzt kommt endlich ein bißchen Stimmung in diese statistische Gleichförmigkeit.“*

*„Forch, könntest du mich aus eigener Kraft irgendwohin bringen? Ich glaube, daß ...“ Er hebt abwehrend seine Ärmchen. Ein Hautlappen bröckelt in seine Augen, und er muß sie erst sauberwischen, bevor er sprechen kann. Dann sagt er: „Du interessierst mich nicht.“ Natürlich lügt er. „Außerdem käme es zu einem fürchterlichen Durcheinander in der Statistik.“*

*„Was werden sie mit mir machen, wenn ich nicht auf eine tote Welt komme?“*

*Er denkt einen Augenblick nach.*

*„Vielleicht konservieren sie dich“, sagt er nach einer Weile. Das klingt nicht besser als seine Worte über die toten Welten. Trotzdem bin ich froh, daß ich etwas habe, worüber ich nachdenken kann, denn ich muß mich zwingen, Gelton und alles, was damit zusammenhängt, zu vergessen. Es ist verkehrt, die Welt zu leugnen, in der ich jetzt bin. Gleichgültig, ob sie Wahnvorstellung ist oder nicht - ich muß in ihr leben. Deshalb werde ich die Kolonie aus meinen Gedanken verbannen, als hätte sie es nie gegeben. Das ist die einzige Möglichkeit für mich, die innere Ruhe*

wiederzugewinnen.

„Konservieren ist nicht das schlechteste“, klingt Forchs Stimme wieder auf. „Dann hast du immerhin eine Chance, irgendwann einmal wieder ein vernünftiges Leben führen zu können.“

„Ich will nicht konserviert werden - ganz gleich, was das ist.“

Forch niest heftig dreimal hintereinander. Dabei schimpft er ununterbrochen über die Nachteile des Körpers, den er nach seiner letzten Umwandlung erhalten hat.

„Vielleicht solltest du einen eigenen Vorschlag machen“, meint er schließlich. „Es kann sein, daß du damit Glück hast, wenn die ganz großen Burschen vernünftig sind.“

„Mein Fall wird hier entschieden“, erkläre ich ihm.

Er wackelt bedenklich hin und her. „Das ist nicht gut. Die Leiter der Außenstationen wollen alle avancieren und zu den Sammelstellen gehen. Dort ist mehr zu tun als das langweilige Zusammentragen statistischen Materials.“

Unerwartet rollt Forch davon, ohne noch etwas zu sagen. Wahrscheinlich ist er jetzt an der Reihe. Ich schaue mich um. Die anderen Wesen, die noch in meiner Nähe sind, kann ich kaum erkennen. Im eigenartigen Licht, das hinter dieser durchsichtigen Wand herrscht, ähneln sie undeutlichen Schatten. Ein Gefühl völliger Einsamkeit überkommt mich. Und da erkenne ich, daß alles um mich herum Wirklichkeit ist: die Fremden, die Wand aus Glas, der Kristalldom und die Schneemassen außerhalb des Palastes.

\*

Das Silbergespinst, das mich hierhergebracht hat, holt mich nach einiger Zeit in den Kristalldom zurück. Das Wesen mit den vier Armen, der kosmische Statistiker, erwartet mich auf dem Sockel. Ich nehme jedenfalls an, daß es die gleiche Gestalt ist, der ich schon einmal gegenüberstand.

„Die Prüfung können wir uns ersparen“, beginnt er ohne Einleitung. „Soeben hat mich die Sammelstelle darüber informiert, daß alle Vorbereitungen für Ihre Konservierung bereits getroffen werden.“

„Nein!“ rufe ich. „Damit bin ich nicht einverstanden.“

„Ihr Volk schickt sich an, in absehbarer Zeit eine benachbarte Galaxis zu besuchen“, sagt er.

„Das ist mit den Mitteln der technischen Raumfahrt eine nahezu unglaubliche Leistung. Wir müssen daher unsere Vorsicht vergrößern. Es darf keinen Kontakt zwischen Statistikern und Angehörigen Ihres Volkes geben. Ein Zwischenfall könnte unsere gesamten Auswertungen beeinflussen.“

Verzweifelt gehe ich auf ihn zu.

„Ich will nicht konserviert werden“, sage ich eindringlich. „Ich habe ein Recht darauf, ein Leben zu führen, wie es mir meiner Herkunft nach zukommt.“ „Natürlich“, gesteht er ein. „Unter diesen Umständen könnte man vielleicht von diesem Plan Abstand nehmen.“

Ich spüre sein Zögern und setze sofort nach: „Mein Volk kann das Ihre nicht gefährden. Lassen Sie mich irgendwo leben, wo ich nie mit anderen Menschen zusammenkommen kann. Das ist immer noch besser als irgendwo einer Ungewissen Zukunft entgegenzudämmern und vielleicht nie mehr zu erwachen.“

„Das ist nicht so einfach“, murmelt er.

Plötzlich lächelt er. Zum erstenmal ist die Gleichgültigkeit aus seinem Gesicht verschwunden. Ich glaube, so etwas wie Freundlichkeit in seinen Zügen zu erkennen.

„Ich will versuchen, Ihnen zu helfen“, sagt er.

Das ist mehr, als ich erhofft habe. Wenn die fremden über mein Problem nachdenken, müssen sie einfach zu der Feststellung kommen, daß Dunn Beynon keine Gefahr für sie bedeutet.

Wieder senkt sich das Gespinst auf mich herab, doch diesmal werde ich nicht zur gläsernen

Wand zurückgebracht. Die Kristallwolke transportiert mich durch eine Reihe von Kristalldomen, bevor sie sich zögernd auf eine dunkelblaue Fläche herabsenkt, die gleich einer Spirale irgendwo im Dunst verschwindet. Sicher komme ich auf der Spiralbahn zum Stehen. Das Ding, das mich hierhergebracht hat, zieht sich langsam zurück. Ich habe das Gefühl, von der Spirale davongeschleudert zu werden.

Überall um mich herum bewegen sich schattenhafte Gestalten, konturlose Nebel nur, die an mir vorüberhuschen und in den verschiedensten Richtungen verschwinden.

Ein gebündelter Lichtstrahl von unglaublicher Helligkeit rast über mich hinweg. Ein eisiger Luftzug folgt ihm. Ich habe das Gefühl, daß ich durch einen Korridor ins Nichts getragen werde. Dann jedoch gewinnt die scheinbare Unendlichkeit, der ich entgegenfliege, räumliche Perspektive. Der Korridor verengt sich, die Spirale speit mich in einen kreisrunden Raum, ohne daß mir die abrupte Verlangsamung Schwierigkeiten macht. Ich stehe auf kristallinem Boden und versuche, inmitten Millionen verschiedener Leuchteffekte irgend etwas zu erkennen.

„Warum sind Sie noch nicht umgewandelt?“ fragte eine Stimme hinter mir.

Ich fahre herum. Hinter mir steht ein vierarmiges Wesen, das sich nur in der Farbe seines Umhangs von jenem Geschöpf unterscheidet, das mir Hilfe versprach. Ich komme mir ratlos vor. Der Vierarmige scheint einer lautlosen Stimme zu lauschen.

„Ich verstehe“, sagt der Fremde. „Wir wollen es kurz machen. Ich kann mich nicht lange mit Ihnen beschäftigen.“

Das kann mir nur recht sein, denn ich glaube nicht, daß mich angenehme Dinge erwarten. Er ergreift mich am Arm und zieht mich mit, bis dicht vor eine schillernde Wand, letzt, da ich dicht davorstehe, erkenne ich eine nischenartige Vertiefung. Der Statistiker drückt mich hinein. Dabei scheint er meinen unbewußten Widerstand zu spüren.

Etwas legt sich von hinten um meinen Nacken. Ich kann mich nicht mehr bewegen. Eine Farbenskala rotiert vor meinen Augen. Eine kräftige Hand zerrt mich zurück.

„Gute Erkennungsgabe“, sagt der Statistiker, als ich immer noch geblendet mit den Augen zwinkere. „Sie erreichen fast den Wert eines normalen Beobachters.“

Er bringt mich zu einer anderen Nische. Wieder überfällt mich die eigenartige Lähmung. Ein Flammenspeer rast auf mich zu. Ich will ausweichen, doch meine körperliche Starre läßt das nicht zu. Der Speer gleitet durch meinen Körper, als sei er ohne Substanz.

Die Stimme des Statistikers löscht das Chaos in meinen Gedanken.

„Überdurchschnittlicher Selbsterhaltungstrieb“, sagt das Wesen. „Natürlich sind die Zwischenwerte über die Intelligenz nur relativ zu bewerten.“

„Kann ich erfahren, was das alles bedeutet?“ bringe ich hervor.

Da schiebt er mich schon wieder in die Kristallwand. Diesmal verliere ich das Bewußtsein.

Als ich zu mir komme, zittere ich am ganzen Körper. Irgendwo in meinem Gehirn gibt es eine schwache Erinnerung an ein schreckliches Erlebnis. Der Statistiker betrachtet mich nachdenklich.

„Sie sind aus der kleinen Galaxis, nicht wahr?“ fragt er.

„Ich bin Terraner, wenn Sie das meinen.“

„Können Sie sagen, ob Sie ein überdurchschnittlicher Vertreter Ihres Volkes sind?“ „Das bin ich keineswegs“, erwidere ich. „Ich glaube, daß ich den Durchschnitt noch nicht einmal erreiche.“

„Hm!“ machte er. „Sie brachten ganz außergewöhnliche Werte. Ich bin sicher, daß Ihr Volk irgendwann aus dem Stadium der Raumfahrt herauswächst. Hätte die philosophische Entwicklung Ihrer Art mit der technischen Schritt gehalten, wäre dieser Zeitpunkt wahrscheinlich schon eingetreten.“

Warum erzählt er mir das? Was hat das mit meinem Schicksal zu tun?

„Was wird mit mir geschehen?“ frage ich ihn.



„Ich habe nur Ihre Werte ermittelt“, erwidert er. „Das ist alles. Sie können umkehren.“ Er entläßt mich mit einer knappen Bewegung aller vier Hände, ganz so, als sei ich ein alltägliches Ereignis.

Die Spirale nimmt mich wieder auf, übergibt mich an eine Silberwolke, die mich vor der Glaswand absetzt. Eines der vierarmigen Wesen wartet auf mich.

„Ich bin Forch, Fremder“, sagt es. „Inzwischen wurde ich zurückverwandelt. „ Seltsamerweise spüre ich jetzt eine gewisse Scheu vor ihm, die ich zuvor nicht empfand. Trotzdem erzähle ich, was ich erlebt habe. Er hört schweigend zu.

„Ein Normal-Test“, sagt er, als ich geendet habe. „Das verstehe ich nicht. Ich möchte wissen, was die ganz großen Burschen mit dir vorhaben.“

„Welche Bedeutung hat dieser Test?“ will ich wissen.

Er verschränkt alle vier Arme vor seiner mageren Brust. Dann schreitet er davon, ohne mir eine Antwort zu geben. Wieder bin ich allein. Ich blicke in den lautlosen Sturm, in die Schneemassen, die sich vor der Wand türmen. Das Bewußtsein meiner Winzigkeit droht mich wieder in den Strudel der Verzweiflung zu stürzen.

Eine Kristallwolke landet neben mir. Heraus tritt der Statistiker, der zuerst mit mir gesprochen hatte.

„Ich habe alle Ergebnisse bekommen“, sagt er. „Sie wurden sofort an die Sammelstelle weitergeleitet.“

„Wie wird die Entscheidung ausfallen?“ frage ich gespannt.

Zwei seiner Hände gleiten über den kahlen Schädel.

„Sie sind besser, als ich dachte, Fremder. Sie sind zu gut. Das kann unter Umständen ebenfalls die Konservierung bedeuten, denn einige Hauptauswerter in der Sammelstelle könnten mißtrauisch werden.“

„Wann werde ich erfahren, wie das Urteil lautet?“

„Bald“, sagt er.

Ich möchte wissen, was dieses Wort für ihn bedeutet.

\*

Während ich warte, spüre ich weder Hunger noch Durst. Auch keine Müdigkeit. Die Zahl der Beobachter, die inzwischen in meiner Nähe vorbeigekommen sind, ist schwer zu schätzen. Manchmal sind sie so weit von mir entfernt, daß ich nicht feststellen kann, wie viele es sind. Nur eines habe ich inzwischen herausgefunden: der Gang ist bei weitem nicht so groß, wie ich am Anfang glaubte. Durch optisch geschickte Bauweise und verschiedene Spiegeleffekte wird der Eindruck erweckt, daß es weder einen Anfang noch ein Ende gibt.

Als eine Silberwolke in meiner Nähe landet, weiß ich sofort, daß ich jetzt erfahre, was mit mir geschehen wird. Mein Herz schlägt heftig, als der Statistiker auf mich zukommt.

Er nickt mir zu.

„Sie werden nicht konserviert“, sagt er. „Die Sammelstelle überläßt es jetzt mir, was mit Ihnen geschehen soll.“ „

Was haben Sie vor?“

Er lächelt geheimnisvoll. „Ich glaube, daß ich eine Lösung gefunden habe, die Ihnen und uns gleichermaßen gerecht wird. Auf jeden Fall müssen Sie sich mit dem Gedanken vertraut machen, daß Sie niemals wieder zu Ihrem Volk zurückkehren können, Dunn Beynon.“

Ich fühle, daß sich meine Kehle zuschnürt. Was hat man mit mir vor?

Eine zweite Gestalt kommt aus der Kristallwolke. Ich glaube, daß es Forch ist, der neben dem ersten Statistiker stehenbleibt.

„Sie haben Forch bereits kennengelernt“, sagt der Vierarmige. „Seiner Bereitschaft haben Sie es zum Teil zu verdanken, daß es zu einer Lösung gekommen ist.“

Er nickt Forch und mir zu und zieht sich zurück. Gleich darauf trägt das Silbergespinst ihn davon.

Forch legt einen seiner dünnen Arme um meine Schulter. Es tut mir gut, daß er seine Freundschaft so offen und in so menschlicher Weise zeigt. „Was ... was wird nun geschehen?“

Forch schüttelt stumm den Kopf. Ein großer Kristall schwebt auf uns herunter und hüllt uns ein. Die Statistiker sind offenbar in der Lage, diese Gebilde irgendwie herbeizurufen.

Forchs Gestalt ist eingehüllt in einem Meer von leuchtenden Farben, als wir langsam aufsteigen. Es erscheint mir unglaublich, daß er und jenes Kugelwesen mit der pockennarbigen Haut identisch waren.

„Forch“, dränge ich. „Warum kann ich nicht wissen, was mit mir passiert?“

Er lacht hintergründig. Unter uns glaube ich einen Kristalldom zu sehen, die Oberfläche seines Daches leuchtet wie eine aufgehende Sonne. Dahinter tobt der Schneesturm. Ich erschaure, doch Forch beugt sich bewundernd vor.

„Ich war schon auf einer Eiswelt“, berichtet er. „Man hatte mir einen wunderbaren Körper gegeben. Ich bedaure, daß ich nicht länger dort sein konnte. Die Auswertung war damals einfach, und ich hatte sie schnell erledigt.“

„Wie groß ist dieser Palast?“ Forch breitet die Arme aus.

„Er ist immer so groß, wie wir ihn brauchen“, antwortet er.

Über uns treibt ein leuchtendes Rad dahin. Ich mache Forch darauf aufmerksam. Er nickt nur. Nun weiß ich endgültig, daß ich nur das erfahre, was der Statistiker mir sagen will. Das bedeutet nicht, daß er mich herablassend behandelt. Von Anfang an hatte ich das Gefühl, daß mich diese Wesen als gleichwertig einschätzen.

„Wann beginnt dein nächster Einsatz, Forch?“

Er macht eine unbestimmte Handbewegung. Soll das bedeuten, daß er vorläufig mit mir beschäftigt sein wird? Ich spreche die Sprache dieser Geschöpfe, doch von ihrer Mentalität weiß ich nichts.

„Wie kommt es, daß ich mit euch sprechen kann?“ frage ich Forch.

„Jeder, der hierherkommt, spricht in der gleichen Sprache. Beobachter, die sehr lange fort waren, verlernen auch zum Teil unsere Sprache. Deshalb wird dafür gesorgt, daß jeder, der zurückkommt, während des Übergangs alles Wissen erhält, das notwendig ist.“

Unser eigenartiger Flugkörper hält in seiner Aufwärtsbewegung an und gleitet seitwärts davon, über leuchtende Kuppeln hinweg. Forch spricht nur, wenn ich ihn etwas frage, aber meistens gibt er ausweichende Antworten.

Endlich verlieren wir an Höhe. Ich spüre, daß Forch etwas nervös wird. Ich möchte wissen, ob das mit mir zusammenhängt. Es ist sinnlos, daß ich ihn frage, denn wie ich ihn kenne, gibt er mir keine Antwort.

Das Silbergespinst landet auf einem metallisch aussehenden Plateau. Hastig zieht mich Forch heraus. Ich sehe, daß überall im Boden Vertiefungen eingelassen sind. Auf eine davon geht Forch zu. Mir bleibt keine andere Wahl, als dem Statistiker zu folgen.

Unmittelbar vor dem ovalen Loch bleibt Forch stehen.

„Ich hoffe, daß ich meinen Entschluß nie bereuen werde“, sagt er ernst. Er verneigt sich würdevoll in drei Richtungen. Da weiß ich, daß ein entscheidender Augenblick gekommen ist.

Zusammen mit Forch klettere ich in die Vertiefung hinein. Von irgendwoher erklingt das Wispern unzähliger feiner Stimmchen. Mit einem Schlag wird es dunkel.

„Keine Angst“, klingt Forchs beruhigende Stimme aus der Finsternis.

## EPILOG

Forch kam aus der Hütte. Wie schon so oft blieb er auch diesmal mit seinem breiten Schwanz in der Tür hängen. Ich hörte ihn wütend schimpfen, dann watschelte er hinüber zu den Bäumen, wo wir unsere Meßgeräte aufgestellt hatten.

Ich zog den Riesenkrebs vorsichtig aus der Falle und brach seine Scheren ab. Mit meiner Beute kletterte ich aus dem Wasser. Ich hinterließ eine feuchte Spur, als ich mich Forch langsam näherte. Sein Fell glänzte im Licht der Doppelsonne rötlich.

Witternd hob er den Kopf.

„Aaahh!“ machte er genüßlich, als er den Krebs roch. „Es sieht so aus, als würde in kurzer Zeit meine Spezialität zum Mahl gereicht werden.“ Für Forch gab es auf dieser Welt mindestens dreißig verschiedene Spezialitäten, und er wurde nicht müde, sie sich von mir zubereiten zu lassen.

Eifrig notierte er die einzelnen Werte, die unsere Geräte anzeigten. Als er fertig war, schloß er einen Augenblick befriedigt die Schutzhaut über seinen drei rosafarbenen Augen.

„Ist das nicht ein herrlicher Körper?“ fragte er und streckte sich.

Ich schaute nachdenklich auf meine Schwimmfüße hinab.

Forch winkte ab und übergab mir die Notizen. „Ich werde Holz sammeln, damit wir uns ein Feuer machen können.“

Ich wußte genau, daß er mühelos ein Feuer von jeder gewünschten Größe innerhalb einer Sekunde entstehen lassen konnte. Doch es bereitete ihm einen viel größeren Spaß, seinen Körper echt nachzuleben. Am liebsten hätte er sogar auf die Hütte verzichtet, doch selbst er war nicht in der Lage, nur von einem Wasserloch aus zu operieren.

„Eigentlich bin ich der Hilfsarbeiter“, sagte ich. „Ich werde Holz beschaffen.“

Er ließ sich nicht beirren. Ich trug den Krebs zusammen mit den Notizen in die Hütte. Dort hatte sich Forch eine Art Bodenaquarium gebaut, in dem er nach dem Essen zu ruhen pflegte. Für meine Begriffe war Forch ausgesprochen faul.

Ich nahm den Krebs auseinander. Bald darauf hörte ich Forch vor der Hütte rumoren. Als er hereinkam, war er über und über mit Schlamm beschmiert. Er warf mir einen schuldbewußten Blick zu und ließ sich mit einem Seufzer in sein Aquarium fallen. Das Wasser schwappte über. Eine Weile planschte er herum, dann kletterte er heraus.

Er kam zu mir und betrachtete die einzelnen Teile des Krebses.

Ich dachte, daß jetzt ein günstiger Zeitpunkt gekommen war, um ihm wieder einmal einige Fragen zu stellen.

„Kommen wir mit unserer Arbeit voran?“ erkundigte ich mich.

„Es geht“, erwiderte er ausweichend.

Das sagte er jedesmal, wenn ich ihn fragte. Einmal hatte ich heimlich in Forchs Eintragungen nachgeschlagen. Was dort stand, war sehr dürftig. Forch hatte mir jedoch zu verstehen gegeben, daß er wenig dafür übrig hatte, wenn man ihm nachspionierte.

„Warum kann ich mich nicht erinnern?“ fragte ich Forch. „Ich weiß nicht, auf welchem Planeten ich zuletzt war. Ich habe nur eine schwache Erinnerung an meine Körperform. Außerdem weiß ich noch, daß ich zu einer Außenstation zurückkehrte und von dort aus zusammen mit dir hierhergeschickt wurde.“

„Jede Erinnerung belastet nur dein Gehirn“, sagte Forch. „Du sollst mit deinem augenblicklichen Körper zufrieden sein und deine Arbeit erledigen. Das kannst du nicht, wenn du dich ständig an etwas erinnerst, was vielleicht viel schöner war als dein jetziges Leben.“

Ich schob die Schale des Krebses entschlossen zur Seite.

„Du kannst dich an alles erinnern“, warf ich ihm vor. „Dabei mußt du die verantwortungsvolle Arbeit leisten.“ „Natürlich“, gab Forch zu. „Du bist für die ganz großen Burschen auch noch ein Anfänger. Ich habe dagegen schon eine ganze Menge hinter mir.“

Es war sinnlos, ihn weiter auszufragen. Ich würde nie etwas von ihm erfahren. Ärgerlich machte ich mich wieder an meine Arbeit. Forch ging hinaus und machte Feuer vor der Hütte. An dieser Stelle des Flusses waren wir die einzigen „Eingeborenen“. Weiter flußabwärts lebte ein ganzer Stamm, doch Forch sorgte dafür, daß sie nicht zu uns heraufgeschwommen kamen. Wenn wir in unseren Wasserlöchern schliefen, wurde ich oft von wilden Träumen geplagt. Schon oft hatte mich Forch wecken müssen. Er war dann immer aufgeregter und sehr freundlich.

„Das ist bei allen Anfängern so“, pflegte er zu sagen. „Wenn du mehrere Umwandlungen mitgemacht hast, läßt das nach.“

Ich ahnte, daß man uns eine besonders langwierige Aufgabe gestellt hatte. Einmal hatte Forch verlauten lassen, daß diese Doppelsonne, um die unser Planet kreiste, ein ausgesprochen schwieriges Problem sei.

An diesem Abend saßen wir schweigend zu beiden Seiten des Feuers und verzehrten den Krebs. Eigentlich wurde es nie richtig dunkel, aber Forch sorgte dafür, daß die Schlafzeiten genau eingehalten wurden. Wenn er tagsüber Zeit hatte, versuchte er, mir in der Beherrschung kinetischer Energie Unterricht zu geben. Forch war darin ein wahrer Meister. Er konnte riesige Geysire auf dem Fluß entstehen lassen oder den Wind in eine andere Richtung zwingen. Manchmal schuf er ein wahres Feuerwerk über dem Fluß, aber dann wirkte er immer etwas schuldbewußt, als habe er seine Darbietungen für einen Anfänger etwas übertrieben.

Im Grunde seiner Seele war Forch ein ausgesprochen guter Kerl - trotz seiner Wortkargheit und seiner geknurrten Befehle. Oft ertappte ich ihn dabei, daß er mich beobachtete, seine Blicke waren dann gedankenverloren, manchmal sogar mißtrauisch.

Als wir unser Essen beendet hatten, gab Forch ein genießerisches Grunzen von sich und richtete sich auf seinen kurzen Beinen auf.

„Gehen wir schlafen“, sagte er.

Ich atmete die frische Luft ein, die vom Fluß kam. Die Wärme des Feuers tat mir gut. Forch nahm einen langen Ast und stocherte in den Flammen herum, bis sie hochaufschlugen und mit ihrer Glut fast meinen Pelz versengten.

Dann gingen wir gemeinsam zu unseren Wasserlöchern.

\*

Als ich erwachte, schlief Forch noch. Ich sah ihn zusammengerollt in seinem Bau liegen. Ein Büschel mit Flußblüten war während unserer Schlafzeit herangetrieben worden und an Forchs Wasserloch hängengeblieben.

Behutsam kroch ich ins Freie. Mein Körper war vor Kälte fast steif. Der Wasserstand des Flusses war etwas angestiegen. Im klaren Wasser sah ich Schwärme winziger Fische davonhuschen.

Während die Sonne meine Glieder erwärmte, schwamm ich ans Ufer. Ein Raubfisch flüchtete hastig, als ich in seiner unmittelbaren Nähe vorbeiglitt. Ich kletterte an Land und näherte mich unserer Hütte. Das Feuer, das Forch am vergangenen Abend angezündet hatte, war jetzt erloschen. Ich warf einen Blick zurück zum Fluß. Von Forch war noch nichts zu sehen. Ich umrundete die Hütte und machte vor den Meßgeräten halt.

Die einzelnen Apparate hatten für mich keine Bedeutung. Ich konnte die Werte ablesen, ohne zu wissen, was sie besagten.

Wieder einmal fragte ich mich, warum ich zusammen mit Forch auf dieser Welt war. Mein

Partner hätte diese Arbeit ohne Schwierigkeiten auch allein verrichten können. Und Forch machte nicht den Eindruck, daß er sich ohne mich einsam gefühlt hätte.

Ich ging zur Hütte. Von Forch war noch immer nichts zu sehen. Die Versuchung, in seinen Eintragungen nachzusehen, wurde riesengroß. Wenn ich etwas geschickter als beim letztenmal vorging, würde er es vielleicht nicht merken.

Als ich die Hütte betrat, ergriff mich eine unvernünftige Erregung. Im Dämmerlicht näherte ich mich dem schmalen Kasten, den Forch sich angefertigt hatte. Dort, so wußte ich, bewahrte er alles auf, was er auf diese Welt mitgebracht hatte. Ich ging darauf zu und klappte den Deckel hoch. Ich fühlte mich nicht wohl in meiner Haut. Ein Streit mit meinem Begleiter lag nicht in meinem Interesse. Trotzdem griff ich mit zitternden Schwimmhänden nach den Metallfolien, in die Forch alles einritzte, was ihm wichtig genug erschien.

Im Dämmerlicht der Hütte konnte ich die einzelnen Folien nur schwer entziffern. Auf den meisten standen Zahlen, die mir nicht das geringste sagten.

Dann jedoch entdeckte ich eine größere Folie, die beschrieben war. Ich war so aufgeregt, daß ich sie fast in Forchs Aquarium fallen ließ.

Meine Augen brannten, als ich den Text las.

*Der Fremde aus der kleinen Galaxis ist ein größeres Problem, als wir vermutet haben. Wahrscheinlich wird es ihm nie gelingen, kinetische Experimente durchzuführen. Deshalb ist es gut, daß wir auf diesem Planeten bleiben werden, bis diese Körper alt sind. Ich werde Dunn Beynon zurücklassen, wenn ich die Arbeit abgeschlossen habe. Er scheint sich in diesem Körper wohlfühlen. Auf diese Weise haben wir eine ethisch einwandfreie Lösung...*

„Was machst du da?“ kam Forchs Stimme von der Tür her.

Ich erschrak so, daß alle Folien in den Kasten fielen. Der Deckel schlug zu, als ich zurückwich und gegen die Kiste stieß.

„Ich... es tut mir leid!“ stieß ich hervor. Im Augenblick war meine Furcht vor Forch größer als meine Erregung.

Er ging an mir vorbei und öffnete die Kiste. Er nahm alle Folien heraus, die ich gesehen hatte. Er wirkte nicht zornig, eher enttäuscht.

„Wer ist Dunn Beynon?“ fragte ich ihn.

„Die Folie stammt von meinem letzten Einsatz“, sagte er ruhig. „Ich habe sie als Erinnerung mitgenommen.“ Ich sah ihn nicht mehr an, sondern verließ die Hütte, so schnell ich auf meinen kurzen Beinen vorankam.

Unmittelbar vor dem Fluß holte er mich ein. Ich ließ meinen Kopf einen Augenblick ins Wasser hängen, um ihn abzukühlen. Schweigend sah Forch mir zu.

„Es gibt manchmal Dinge, die man nicht erklären kann“, sagte er.

Ich sah unsere beiden Gesichter, die sich nebeneinander auf der Oberfläche des Flusses spiegelten. Forch sah traurig aus. Mein eigenes Gesicht wurde von der Wellenbildung verzerrt.

„Bin ich Dunn Beynon?“ stieß ich hervor.

„Nein“, sagte er. „Du bist nicht Dunn Beynon. Du bist Tolros, der Statistiker.“ „Tolros“, wiederholte ich langsam. Der Name klang irgendwie fremd. „Ich beherrsche keine kinetischen Experimente.“

„Du wirst es lernen“, sagte Forch überzeugt.

Ich wälzte mich auf den Rücken und starrte in den dunkelblauen Himmel hinauf. Neben mir raschelte das Gras, als Forch sich zu mir umwandte.

„Jeder von uns hat etwas von diesem Dunn Beynon“, sagte er. „Wir müssen alle damit fertig werden.“ Ich spreizte die Schwimmhäute meiner Hände. Über den Fluß hinweg strich ein kühler

Wind. Unmittelbar vor uns sprang ein Fisch, und sein schlanker Körper glitzerte einen Augenblick im Licht der Doppelsonne. Eine Libelle schwirrte über uns hinweg. Ich blickte Forch an.  
„Es wird Zeit, daß wir uns um unsere Geräte kümmern“, sagte ich.

ENDE